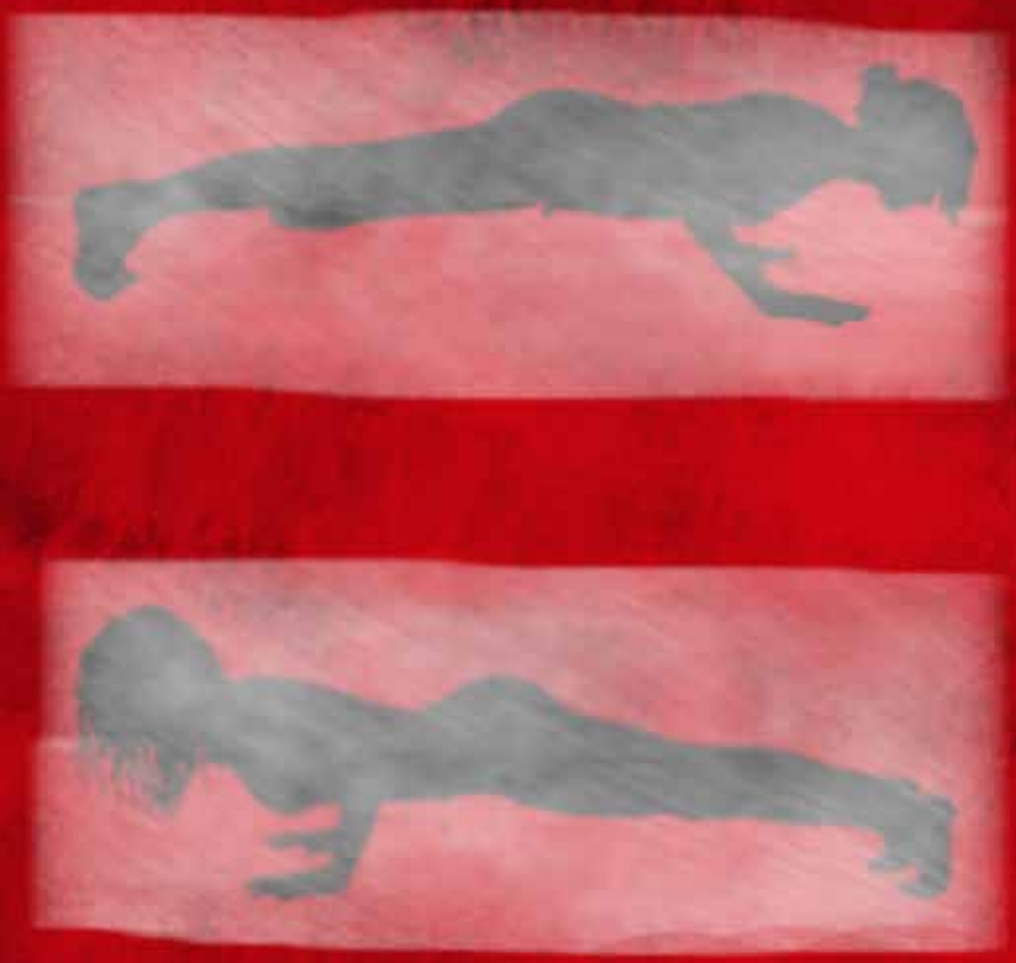
Nov. 2013

65 unique

interkulturelles Studentenmagazin für Jena, Weimar & Erfurt



Warum nicht gleich?

Homo-Ehe — **Wege zur Toleranz**

Indonesia — **Intercultural experiences world-wide**

Flucht — **Künstlerische Grenzgänge in Jena**

unique
präsentiert

musique

Konzert für Toleranz

Soli-Abend zugunsten verfolgter Homosexueller

mittwoch 6.11.2013

doors 21.00 | music 22.00

@ Rosenkeller Jena

music by „Bomb à Datiér“

Große Köpfe für große Fragen

Jürgen **Habermas** · Saskia **Sassen** · Peter **Bofinger**
Seyla **Benhabib** · Jens **Reich** · Katajun **Amirpur**
Norman **Birnbaum** · Micha **Brumlik** · Rudolf **Hickel**
Claus **Leggewie** · Friedrich **Schorlemmer**

Anzeige

Dies sind nur 11 der 22 »Blätter«-Herausgeber.
Lernen Sie auch die anderen kennen –
und viele weitere kluge Köpfe.

Monat für Monat 128 Seiten mit Biss | Probeheft auf www.blaetter.de
oder telefonisch unter: 030/3088-3644

Editorial

Wer Einwände gegen diese Verbindung vorzubringen hat, der möge jetzt sprechen – oder für immer schweigen.“ Diesen oder ähnliche Sätze kennt wohl jeder, heiratswillig oder nicht, mindestens von filmischen Trauungen. Üblicherweise verpuffen sie im rhetorischen Nirvana – nicht jedoch, wenn das künftige Ehepaar gleichgeschlechtlich ist. Dann werden oftmals lautstarke Einwände vorgebracht: Nicht nur Individuen, sondern teils große und gut organisierte gesellschaftliche Gruppierungen, ob nun religiös oder (partei-) politisch, stemmen sich bis heute gegen die völlige rechtliche Gleichstellung homosexueller Paare. Wer sind diese Gegner, die nicht „für immer schweigen“ mögen? Wie argumentieren sie? Und wohin bewegen sich insgesamt westliche Gesellschaften bezüglich der Stellung der gleichgeschlechtlichen Ehe? Diesen Fragen haben wir uns ausgiebig ab Seite 15 anhand von drei prominenten Fallbeispielen gewidmet.

Auch wenn hierzulande die völlige Gleichstellung (noch) nicht erreicht ist, sehen sich homosexuelle Paare in anderen Regionen der Welt mit noch größeren Problemen konfrontiert: In zahlreichen Ländern Asiens und Afrikas drohen ihnen schwere Strafen für ihre sexuelle Orientierung: Geldbußen, Verhaftung, teilweise sogar der Tod. Wie verschiedene afrikanische Gesellschaften – im Vergleich zu Europa, aber auch untereinander – mit homosexuellen Lebensentwürfen umgehen, lest ihr ab Seite 6.

Repressalien gegen Homosexuelle sind keine Grundkonstante der Menschheitsgeschichte, sondern kamen vielerorts (gerade auch in Afrika) durch die Verbreitung monotheistischer, christlicher und islamischer Religionen zustande, weiß der Historiker Robert Aldrich zu berichten. In unserem Titelinterview ab Seite 18 spricht der Australier auch über die Rolle der Aufklärung bei der Durchsetzung homophober Restriktionen, über den langjährigen Kampf Homosexueller für ihre Emanzipation und über die subversive Kraft der Liebe.

Unterschwellig subversiv war auch schon immer die mittlerweile als Kultklassiker geltende Zeichentrickserie *Die Simpsons*, mit ihren vielfältigen politisch-sozialen Subtexten. Zu diesen gehörte auch schon die Frage nach der Repräsentation von und dem Umgang mit Homosexualität. Ein kürzlich erschienenes Sachbuch beleuchtet mit großer Liebe zum Detail diesen Themenkomplex. Unsere Rezension von *Hinter den schwulen Lachern* findet ihr auf Seite 25.

Doch bevor ihr zu diesem empfehlenswerten, gleichwohl nüchtern geschriebenen Sachbuch greift oder den Fernseher für die nächste Episode mit den gelben Springfield-Bewohnern anschaltet, wünschen wir euch viel Spaß, aber auch viele erhellende Einblicke und Anregungen zu weiteren Gedanken bei der Lektüre unserer 65. Ausgabe.

Eure Redaktion

I N H A L T

EinBlick

„Kulturelle Spielregeln beachten“
Homosexuelle Lebensentwürfe zwischen Kongo und Äthiopien 6

***Fotoessay*: Gesichter Benins**
Auftragsportraits der besonderen Art 8

Pelmeni statt Paella
Ein Auslandssemester in der russischen Provinz 10

Ein Blick zurück, ein Blick in die Ferne
1968 als Entwicklungshelferin in Tansania 11

Wearing Different Glasses
A Tionghoan Indonesian about his intercultural experiences in Erfurt 13

WeitBlick

Traut euch
Wege zur Homo-Ehe: ein deutsch-französisch-amerikanischer Vergleich 15

„Die-hard homophobes are now on the defensive“
Historian Robert Aldrich about love, tolerance and gay ancestors 18

Die Tragik des Barack Obama
Eine Begegnung mit dem Doyen der Amerika-Studien, Kurt Shell 22

Anzeige

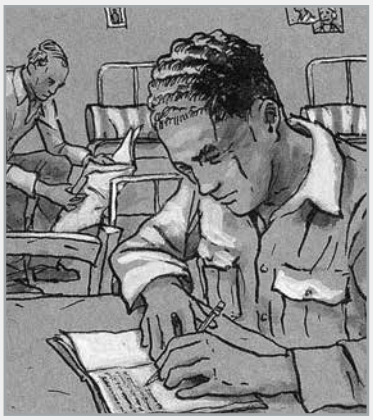
28.10.2013

18.00 Uhr | Campus (CZS 3) | Hörsaal 6
Vortrag von Ulrike Voigt zu ihrem Friedensdienst in Bethlehem:
„Nahost-Krise – Beobachtungen aus erster Hand“

AMNESTY INTERNATIONAL

27.11.2013

ab 10.00 Uhr | Campus (CZS 3) | Foyer
Amnesty International Büchermarkt
Bücherspenden sind gern gesehen. Bitte einfach zu unseren Sitzungen mitbringen oder im Int.Ro (Haus auf der Mauer, Johannisplatz 26) für uns hinterlegen!



LebensArt

***Rezension*: Homo Simpson**
Ein Buch zum Coming-out der Kultserie 25

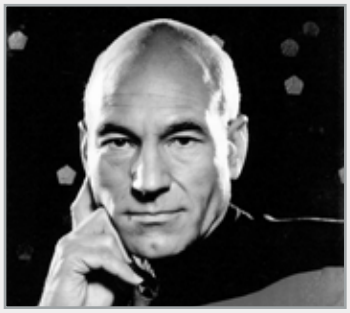
***memorique*: Mit Notizbuch und Bleistift (sich) erinnern**
Französische Kriegsgefangenschaft im Comic 26

***klassiquer*: Das Auge der Macht**
Benthams *Panoptikum* – oder: Vom Scheitern der Aufklärung 28

Manifest Density
Gedanken zu einem „offenbarenden“ Genre 30

Gespenster der Gesellschaft
Flucht und Überwachung: Ein Aspekt des Jenaer *Brandschutz*-Projektes 32

WortArt



Natan Zachs „Leere Koffer“
Likrat und die zeitgenössische israelische Lyrik 34

***Kolumne*: ‚Könnten Sie mir das bitte buchstabieren?’**
Prof. Dr. Thomas Honegger über (un-)ergründliche englische Aussprache 36

***Rezension*: Ausgerechnet Alkohol!**
Vom Arabischen ins Deutsche: überraschende Wortkarrieren 37

übrique
Outtakes | Impressum | Bildnachweis 38

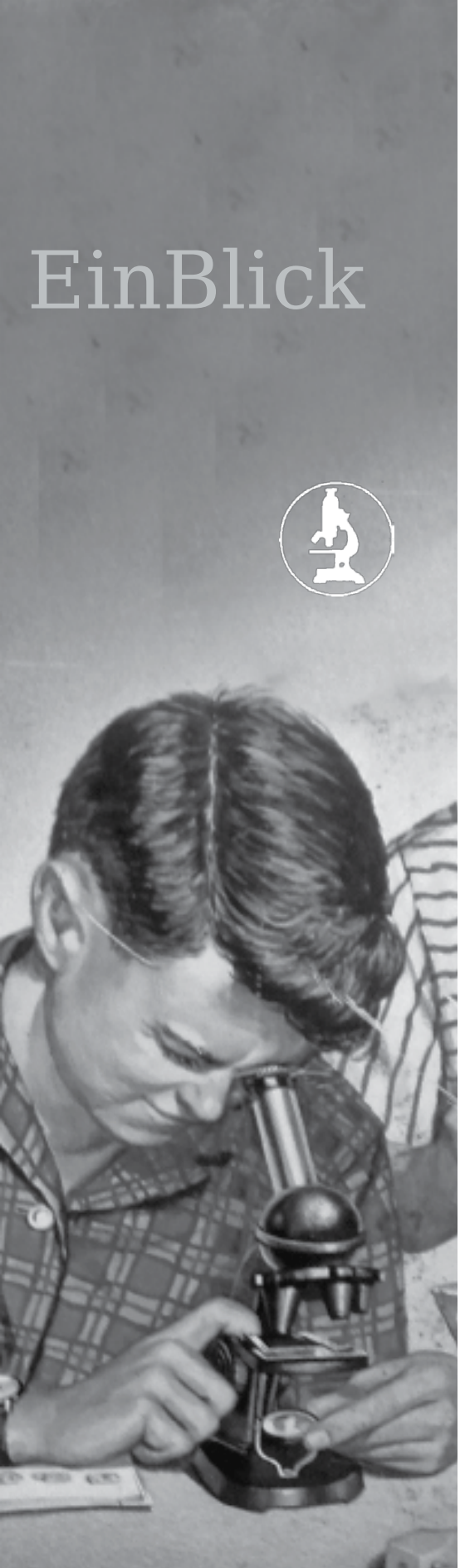
Anzeige

SPORTCLUB PARADIESVÖGEL e.V.

volleyball.training.turniere.freunde

www.paradiesvoegel-jena.de
info@paradiesvoegel-jena.de
postfach 10 04 06, 07704 jena

thüringens erster schwul-lesbischer sportverein. volleyballtermine. spieltreff. anfängertraining donnerstags 20 uhr bis 22 uhr, jenaplanschule, tatzend-promenade 9, jena. fortgeschrittene. ligatraining dienstags 19.30 uhr bis 20.45 uhr, karl-volkmar-stoy-schule, paradiesstraße 5, jena. **mitmachen! spass haben! engagieren!**



EinBlick

„Kulturelle Spielregeln beachten“

Homosexuelle Paare führen in Äthiopien ein Leben in Illegalität. Im Kongo wird die Liebe zwischen Männern zwar toleriert, aber tabuisiert.

von Finja

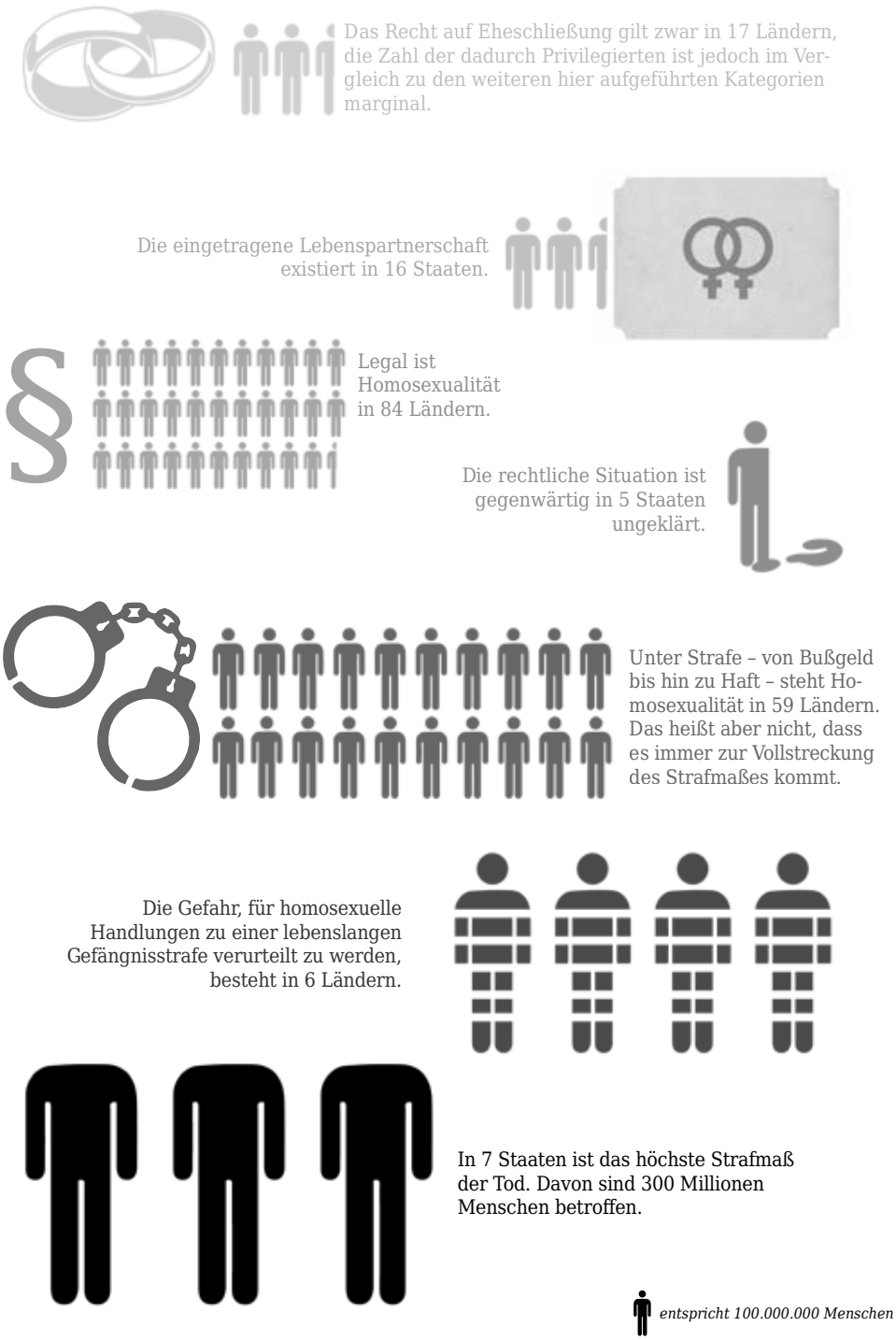
Daniel lebt und arbeitet seit etwa vier Jahren in Kinshasa, der Hauptstadt des Kongo. Fast genauso lange lebt er mit seinem kongolesischen Partner zusammen. Wenn er von seiner Lebenssituation in dem zentralafrikanischen Land berichtet, drängen sich ihm Vergleiche zwischen in Deutschland und dem Kongo lebenden Schwulen und dem gesellschaftlichen Umgang mit dem Thema auf. „Befreundete Männer laufen in Kinshasa gerne auch mal Hand in Hand“ erzählt er. Während dieses Verhalten in Deutschland schnell mit Homosexualität in Verbindung gebracht wird, ist körperliche Nähe zwischen gleichgeschlechtlichen Menschen im Kongo, wie auch in vielen anderen Kulturkreisen, verbreiteter. Homosexuelle Annäherungen sind dadurch in der Öffentlichkeit weniger auffällig. Daniel berichtet, dass in Kinshasa außerdem das Tragen von bunter Kleidung und rosa Sonnenbrillen sowie gezupfte Augenbrauen bei männlichen Jugendlichen keine Seltenheit sind. „Anders als bei uns wird das dort in keiner Weise als unmännlich gesehen“, erklärt er. Aus Interesse hat er mit einigen Kongolesen gesprochen, die auch für dortige Normen extrem effeminiert, sehr androgyn oder transsexuell auftreten und sie gefragt, ob sie gelegentlich auf der Straße angepöbelt oder sogar tätlich angegriffen werden. „Das wurde immer kräftig verneint und gelegentlich hatte ich den Eindruck, dass man sich über die Frage sogar wunderte“, sagt Daniel. Vor kurzem war er mit kongolesischen Arbeitskollegen in einer Disko in einem Arbeiterviertel und dort tanzte ein Mann in aufreizender Frauenkleidung zu kongolesischer Popmusik. „Bei den übrigen kongolesischen Gästen rief das überhaupt keine Reaktion hervor.“

Unbekannt bis „unafrikanisch“

Die Verknüpfung zwischen diesem Auftreten und dem Begriff ‚Homosexualität‘ ist in der Bevölkerung keineswegs so selbstverständlich wie bei uns. Ein Blick in die Geschichte erklärt den Grund dafür: Mit der Kolonialzeit verbreitete sich die christliche Religion – vornehmlich der Katholizismus – im Kongo. Damit einhergehend wurde Homosexualität im öffentlich-sozialen Leben lange Zeit tabuisiert, schildert Daniel: „Ältere Kongolesen sagen, dass sie bis vor einigen Jahren noch nicht einmal den Begriff kannten, da er einfach ausgeklammert wurde.“ Auch heute sei dies in vielen afrikanischen Ländern, wie beispielsweise in den Nachbarländern Uganda und Ruanda, noch der Fall, wo meist nordamerikanische, evangelikale Kirchen einen großen Einfluss haben. Die von den westlichen Kirchenvertretern propagierte Homophobie wird an die afrikanische Bevölkerung weitergegeben: Die jüngste radikal-homophobe Gesetzgebung in Uganda ist Daniel zufolge fast ausschließlich auf den Einfluss dieser Kirchengruppen zurückzuführen. Unter der dortigen Bevölkerung verbreite sich sogar die Annahme, Homosexualität sei „unafrikanisch“. Auch im Kongo wurde Homosexualität in der Öffentlichkeit in

der Vergangenheit meist als westliches Konzept abgetan; die neu aufflammende Homophobie ist jedoch noch nicht auf den Kongo übergeschwappt.
Das Beispiel Kongo verdeutlicht, dass Homosexualität keinen Namen tragen muss, um gelebt zu werden. Nach Daniels Auffassung sind in Kinshasa zwar die über den Kolonialismus aufoktroyierten Gender-Normen oberflächlich vorhanden, werden aber immer wieder aufgebrochen durch Pragmatismus und Menschlichkeit. Das zeigt sich auch im alltäglichen Leben: „Trotz homosexueller Neigungen ist ein Leben ohne Kinder für Kongolesen nicht vorstellbar“, betont er. „Die meisten von ihnen haben Frau und Kinder und möchten diese Bindung nicht missen. Sie pflegen dennoch weiterhin Kontakt zu ihren alten Jugendfreunden. Obwohl sie zugeben, dass sie sich deutlich stärker zu Männern hingezogen fühlen, würden sie sich meistens nicht als homosexuell definieren.“ Es handele sich, so Daniel, nicht notwendigerweise um Alibi-Lebensgemeinschaften, sondern „um das Vereinbaren von Konzepten, die sich im europäischen Verständnis ausschließen: Heterogemeinschaft und schwule Kontakte.“ Kritische Stimmen kämen oft von Seiten der Frauen. „Ich denke, dass sie als starke und fordernde kongolesische Frauen unter den engen Männerfreundschaften leiden.“ Insgesamt erlangt das Thema Homosexualität in Kinshasa langsam größere Aufmerksamkeit. „Es wird nun sogar gelegentlich in den kongolesischen Medien darüber diskutiert.“ Daniel ist nicht in die sozialen Strukturen Kinshasas eingebunden und hat als Ausländer zusätzlich eine gewisse ‚Narrenfreiheit‘. „Hier in Kinshasa lebe ich meine Homosexualität recht offen, propagiere sie aber nicht und habe damit gar keine Probleme“, sagt er. In Deutschland dagegen gelingt es Daniel seit drei Jahren nicht, ein Touristenvisum für seinen kongolesischen Freund zu erhalten. „Würde ich ihn als meinen Hausangestellten deklarieren, bekäme er noch eher ein Visum, aber das halte ich für stark diskriminierend. In der deutschen Praxis muss man weit

Die globale Gesetzeslage zur Homosexualität lässt sich mit einigen Vereinfachungen in sieben Kategorien einteilen:



Aufgeführt ist hier die Gesamtzahl der weltweit betroffenen Menschen, die – unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung – unter den jeweiligen Gesetzgebungen leben müssen.

überholten Gesellschaftskategorien entsprechen – Butler oder eingetragene heterosexuelle Lebensgemeinschaft – um ein Visum zu erhalten“. Er fügt hinzu: „Die Deutschen müssen in der eigenen Gesellschaft und in verwaltungstechnischen Abläufen noch einiges anpassen, bevor wir überheblich mit dem Finger auf andere zeigen.“

Zerwühlte Bettdecken

Anders als im Kongo ist Homosexualität in Äthiopien illegal: Die Haftstrafe für homosexuelle Handlungen beträgt zwischen sechs Monaten und 25 Jahren. Doch auch Marilyn entschied sich dafür, trotzdem keinen Bogen um dieses Land zu machen. Zusammen mit ihrer Frau lebte und arbeitete sie dort, doch das Leben ging mit einem gewissen Maß an Vorsicht einher: „Das Thema Homosexualität haben wir bewusst gemieden“, erzählt sie. Sogar ihre Hausangestellte sollte von ihrer Beziehung nichts mitbekommen. „Nicht unbedingt, weil wir glaubten, sie würde uns verraten, sondern eher, um sie erst gar nicht in einen inneren Konflikt zu bringen.“ Ihre Vorsicht ging sogar so weit, dass sie jeden Morgen die Bettdecken im zweiten Schlafzimmer durchwühlt hat, damit niemand merkte, dass dort keiner schlief. „Ein Vorteil war sicherlich, dass wir Frauen sind und ein Zusammenleben von Frauen gesellschaftlich häufiger vorkommt. Außerdem sind dort arbeitende Ausländer bereits dafür bekannt, sich Häuser zu teilen bzw. sich bewusst für das Wohnen in WGs zu entscheiden. So waren wir, glaube ich, nicht besonders auffallend“, sagt Marilyn. Auf die Frage, wie die Bevölkerung allgemein mit dem Thema Homosexualität umgeht, antwortet sie: „Das weiß ich ehrlich gesagt nicht genau. Das Thema Homosexualität existiert grundsätzlich erst einmal gar nicht und taucht auch nicht so häufig auf, wie in Deutschland.“

In 22 Ländern sind homosexuelle Handlungen von Frauen legal, von Männern ausgeführte jedoch illegal. Der umgekehrte Fall existiert nicht.

Im Palästinensischen Autonomiegebiet ist Homosexualität gleichzeitig illegal und legal: Während im Westjordanland die sexuelle Orientierung beider Geschlechter, zumindest rechtlich, keine Rolle spielt, ist männliche Homosexualität im Gazastreifen verboten.

Einmal habe sie sich doch zwei schwulen Äthiopiern gegenüber geoutet. „Beide hingen an meinen Lippen und wollten wissen, ob es stimmt, was ein entfernter Cousin in Deutschland erzählt hatte: dass es Homo-Paraden gäbe und Schwulenclubs und Männer, die sich auf der Straße küssen. Meiner Aufforderung zu tanzen wollten beide nicht folgen und verrieten mir danach, sie haben Angst, man könne an ihren Bewegungen erkennen, dass sie schwul seien. Da ist mir deutlich geworden, wie privilegiert ich wirklich bin: Ich habe Äthiopien frei gewählt und hätte aber jeden Tag wieder nach Hause zurückkehren können. Sie sind dort zuhause, aber eben nicht frei.“

„Homosexualität wird in allen Gesellschaften gelebt“, fasst auch Daniel zusammen. Dabei spiele es keine Rolle, ob diese in dem jeweiligen Kulturkreis verboten, toleriert oder als völlig gleichwertig angesehen wird. „Allerdings manifestiert sie sich in jeweils kulturell angepassten Formen, die nicht unbedingt dem westlichen Schwulenkonzept entsprechen“, sagt er. Es als Homosexueller zu vermeiden, in Länder zu reisen, in denen Homosexualität illegal ist, sollte man seiner Meinung nach nicht. Man muss sich nur an die jeweiligen „kulturellen Spielregeln“ halten. □

Fotoessay: Gesichter Benins

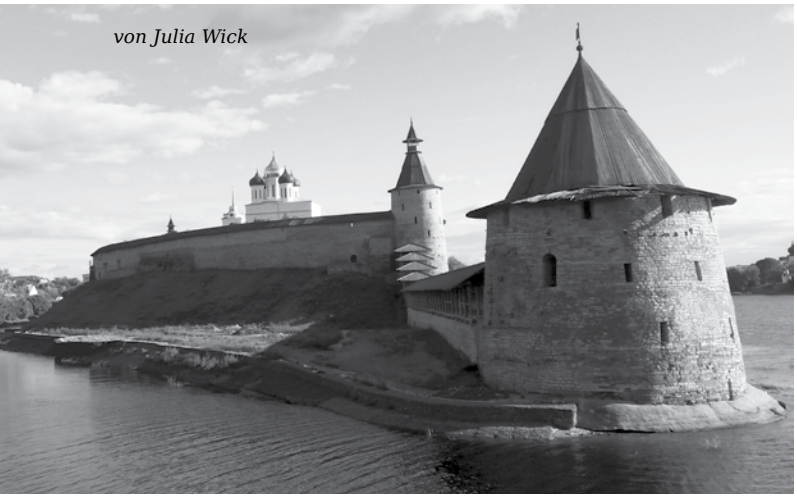
von Florian

Vergangenes Jahr habe ich vier Monate im westafrikanischen Benin verbracht und an der größten Universität des Landes studiert. Diese Aufnahmen sind Teil einer Bilderserie, die auf meiner Reise durch den Norden entstand: In einem kleinen Dorf ohne Strom baten mich zwei Männer darum, ihre Familien für sie zu porträtieren. Ich habe ihrem Wunsch gerne entsprochen. Einer der beiden gab mir anschließend die Email-Adresse seines Bruders mit der Bitte, ihm die Bilder später zuzuschicken, um sie im nächstgelegenen Internetcafé abrufen zu können.

Pelmeni statt Paella

Erasmus-Semester in Spanien ist dir zu sehr 08/15? Mit dem neuen Austauschprogramm Erasmus Mundus kannst du unter anderem Russland oder die Länder des Kaukasus erkunden. Eine Studentin beschreibt ihren Weg von Jena ins russische Pskov.

von Julia Wick



Pskov ist eine wunderschöne, altertümliche Stadt mit außergewöhnlichem Charme. Der Kreml der Stadt, die für viele altrussische Städte typische Festungsanlage, ist über 1.000 Jahre alt und die fünf Ringe an den Stadtmauern verzieren die Innenstadt auf ganz eigene Weise. Die Atmosphäre dort, ja sogar der Geruch sind nach wie vor mittelalterlich. Es ranken sich viele Legenden und Mythen um das Gebiet Pskov. Die Stadt ist weitaus größer als Jena und erinnert mehr an eine deutsche Großstadt. Die Außenbezirke sind ziemlich heruntergekommen und bilden mit den schlechten Straßen außerhalb der Innenstadt ein Mahnmal der wirtschaftlichen Lage.

Das Studentenwohnheim in der Leo-Tolstoi-Straße ist kein königlicher Palast, bietet aber Einzelappartements mit Balkon, Küche und eigenem Bad. Die Dame, die das Wohnheim betreut, Zoja, ist sehr fürsorglich: Ganz egal, welches Anliegen man hat, sie wird einen Weg finden, die Wünsche der Bewohner zu erfüllen, auch wenn es manchmal etwas länger dauert – wie zum Beispiel die Internetverbindung einzurichten.

Das Stipendium umfasst Unterkunft, Krankenversicherung sowie alle Reise- und Unkosten, die auf einen zukommen. Zudem erhält man monatlich satte 1.000 Euro Taschengeld. Das ist in Russland eine Menge Geld: Hier in Pskov beträgt der Mindestlohn etwa 100 Euro (3.600 Rubel). Man kann sich also als Stipendiat sehr glücklich schätzen, auch wenn die Lebensmittelpreise in etwa so hoch wie in Deutschland sind.

Auf einem Informationsabend des Internationalen Büros erfuhr ich von der Möglichkeit eines Stipendiums der Organisation Eranet Mundus und habe selbst zunächst an St. Petersburg gedacht. Da ich Russisch und Philosophie auf Lehramt studiere, habe ich mich allerdings für Pskov entschieden, wo die Universität einen Schwerpunkt auf Pädagogik setzt. Die PSPU (Pskov State Pedagogical University) hat 15 Fakultäten – allerdings keine Philosophische Fakultät wie bei uns. Die Philologischen Fakultät und die Fakultät für Fremdsprachen, an denen ich stattdessen studiere, sind beide im Zentrum. Doch abhängig davon, an welchen Fakultäten man Kurse besuchen möchte, sollte man bereit sein, Laufwege in Kauf zu nehmen, die nicht so kurz sind wie in Jena.

Besonders angenehm ist an Pskov, dass man als Student aus dem Ausland ganz individuell betreut wird. In Moskau oder St. Petersburg kann es viel eher passieren, dass man in der Masse untergeht. Hier bekommt man in jedem Fall eine ganz persönliche Beratung und Hilfestellungen zu allen Anliegen. Es ist hilfreich (wenn nicht sogar erwünscht) sich persönlich den Dekanen vorzustellen, da diese bereit sind, auf die persönlichen Präferenzen einzugehen und den Studenten in allen Belangen Hilfe zu leisten. Falls man nun doch, aufgrund der Sprachbarriere oder Sonstigem, Schwierigkeiten haben sollte, sich zurecht zu finden, wird einem ein Student als Helfer zugewiesen. Die Kommilitonen sind sehr neugierig, da Pskov bisher noch kaum über längeren Zeitraum ausländischen Besuch an der Universität hatte. Eine der Studentinnen holte mich sogar persönlich vom Flughafen in St. Petersburg ab.

Nach der ersten Woche deutsch-russisch-englischen Austauschs kann ich jedem diese Reise nur wärmstens ans Herz legen. Man sollte sich nicht wundern, dass die ersten Wochen etwas chaotisch erscheinen und sich darauf einstellen, dass die Organisation in russischen Universitäten eher von ad-hoc-Entscheidungen dominiert ist. Doch alles in allem sind die Menschen äußert pflichtbewusst und zielstrebig, was einem ernst gemeinten Studienaufenthalt nur zu Gute kommt. □

Die FSU Jena bietet für das akademische Jahr 2014 / 2015 wieder Stipendienprogramme für den Austausch mit Universitäten in Russland, Weißrussland, der Ukraine, Moldau, Georgien, Armenien und Aserbaidschan an. Die **Bewerbungsfristen** der verschiedenen Programme sind jeweils unterschiedlich; die erste endet Mitte Dezember. Interessierte wenden sich an die **Erasmus Mundus-Koordinatorin**, Frau Stefanie Waterstradt, im Internationalen Büro: *stefanie.waterstradt@uni-jena.de*

Ein Blick zurück, ein Blick in die Ferne

Was bewegt eine junge deutsche Frau dazu, 1968 nach Tansania aufzubrechen, um dort Entwicklungshilfe zu leisten? Erinnerungen an entlegene Dorfschulen, afrikanische Küche und Rinderimpfungen.

von bexdeich

Bereits als Kind hat mich eine Kappe aus Zebrafell fasziniert, die ich in der Verkleidungskiste meiner Oma fand. Ich weiß nur, dass Oma Anke sie aus Afrika mitgebracht hat. Jetzt, als Erwachsene, bin ich neugierig, klemme mir die ungewöhnliche Kappe unter den Arm und schaue bei meiner Großmutter zum Kaffeetrinken vorbei. Ich erfahre, dass die Kopfbedeckung zur Dienstkleidung der *East African Airways* gehörte. Sie war das Geschenk einer tansanischen Freundin, die als Stewardess bei dieser Fluglinie arbeitete.

Spätsommer 1968: Eine junge Frau steht allein auf der staubigen, heißen Landebahn von Dodoma, der Hauptstadt von Tansania. Zuvor hat Anke Thun mit anderen Entwicklungshelfern vier Wochen in Daressalam, dem Regierungssitz an der Küste, die Amtssprache Swahili gelernt. Vergeblich wartet sie nun darauf, in Empfang genommen zu werden. Mit fortschreitender Stunde wächst das Unbehagen und ihr schwant, dass zwei turbulente Jahre auf sie zukommen. Es wird dunkel und es ist kaum noch jemand am Flugplatz. Nachdem man sie erst in einem Bordell unterbringen will, landet sie mit der Unterstützung eines Deutschen doch noch im „Kaiser-Hotel“, das während der deutschen Kolonialzeit eigens für Kaiser Wilhelm II. gebaut worden war – der allerdings nie dort ankam. Nach drei Tagen ist die Nachricht, dass die neue Entwicklungshelferin da ist, auch bis zu ihrer Einsatzstelle, dem von Einheimischen geführten Teacher Training College in Mpwapwa, durchgedrungen und sie wird aus Dodoma abgeholt.

Anke Thun hat ursprünglich Hauswirtschaft gelernt und freundet sich während einer Weiterbildung im schleswig-holsteinischen Glücksburg mit einer Deutschen aus Namibia namens Armgard an. Abends sitzen sie, jede in ihrer Wanne, in der großen Badestube der Ausbildungsstätte und Armgard erzählt Alltägliches und Spannendes vom namibischen Leben. Anke ist beeindruckt und es entsteht der vage Wunsch, es irgendwann einmal mit eigenen Augen zu sehen. Da sie schon immer Fernweh hatte, verlässt sie den Norden nach ihrem Abschluss und übernimmt die Versorgung des Landesjugendheims in Stuttgart. Aufgrund der schwierigen Zustände und der strikten Regeln im Heim überwirft sie sich mit ihrer Chefin. Durch Zufall entdeckt sie genau zu diesem Zeitpunkt einen Aufruf des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) in der Zeitung. „Das war meine Chance, da herauszukommen“, erzählt sie. Spontan schickt sie ihre Bewerbung ab und wird zum Auswahlverfahren eingeladen. Nach diversen Tests, Diktaten, Diskussionsrunden und Gesprächen ist klar: Tansania ist das nächste Ziel.

Revolte ohne Anke

Anfang April 1968 beginnt in Berlin die dreimonatige Vorbereitung auf den Auslandsaufenthalt. Sprachunterricht, Verhaltenstraining, Landeskunde und Selbsthilfetechniken, zum Beispiel Verbände anlegen oder Reifenwechsel, stehen auf dem Programm. Am 11. April berichtet der Dozent den 30 zukünftigen Entwicklungshelfern, dass Rudi Dutschke angeschossen wurde. Abends geht die Gruppe zusammen ins Audimax der Technischen Universität Berlin, wo sich die Anhänger der Studentenrevolte häufig treffen. Plötzlich ist Anke mittendrin: „Da ging es hoch her.“ Mit den anderen beteiligt sie sich auch an der Demonstration vor dem Axel Springer-Verlag und macht ihre erste Bekanntschaft mit Wasserwerfern. Daraufhin gibt der DED die Anweisung, sich aus politischen Aktivitäten herauszuhalten. „Keiner wollte seinen Entwicklungsdienst aufs Spiel setzen, wir blieben von da an zuhause.“ Bevor sie nach Tansania fliegt, kleidet sich Anke neu ein. Alle Ausreisenden

bekommen Bekleidungsgeld, denn für offizielle Anlässe wird eine schicke Garderobe benötigt. „Erscheine nie zu einem Empfang ohne Strümpfe“, erinnert sie sich schmunzelnd. Anke kauft eine Auswahl an Minikleidern, die zu dieser Zeit sehr angesagt sind. In Tansania merkt die junge Frau sehr schnell, dass die Minimode im Alltag nichts zu suchen hat. Sie kauft sich bunt bedruckte Kitenge-Stoffe und näht sich lange Wickelröcke, Blusen und Tops.

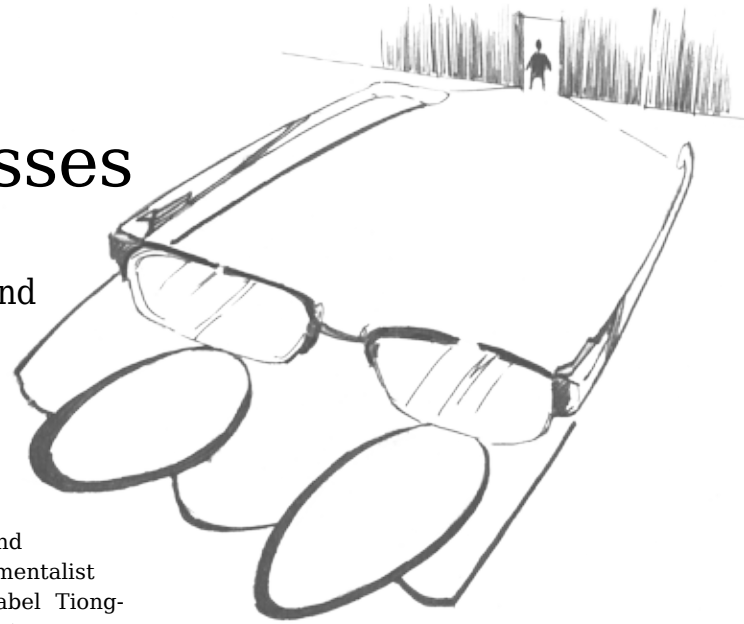
In Mpwapwa wohnt Anke in einem alten englischen Kolonialhaus. Der DED hat alle Entwicklungsarbeiter dazu verpflichtet, eine Haushaltshilfe einzustel-

len und ein Zehntel des eigenen Gehalts (in Ankes Fall 50 DM) dafür zu zahlen. So wird gewährleistet, dass der Verdienst nicht nur für das eigene Vergnügen genutzt wird, sondern auch Einheimischen zugutekommt. Daher kommt einmal in der Woche der Tansanier Simon mit seiner Familie aus einem naheliegenden Dorf vorbei. Sie haben eine Unterkunft bei Anke, kümmern sich um den Haushalt und nutzen die Möglichkeit, dort unkompliziert mit Fließendwasser duschen und waschen zu können. Wenn Schulferien sind, unterstützt Anke Tierärzte bei der Tsetsefliegen-Untersuchung und fährt mit ihnen für Rinderimpfungen durchs Land. Sie kommt aber auch in den Genuss, den halben Kilimandscharo hinauf zu klettern und den Serengeti-Nationalpark zu erkunden.

Fahnenappell und Maisbrei

1968, nach der Unabhängigkeit von Großbritannien und der Verbindung mit Sansibar, existiert Tansania seit vier Jahren als Staat. Präsident Julius Kambarage Nyerere verfolgt den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft. Anke und die anderen ausländischen Lehrer aus Kanada und den USA bekommen dies in Ansätzen im Teacher Training College mit. Der Tag für die Studenten beginnt um fünf Uhr morgens mit einem einstündigen Militärlauf. Danach versorgen einige das Vieh, andere Studenten kochen Maisbrei. Vor dem Unterricht wird die Fahne gehisst und auch Anke muss antreten. Das vom DED verhängte Verbot an politischen Aktivitäten teilzunehmen gilt eigentlich auch für das Ausland. Aber erst als Präsident Nyerere die Schule, eine der größten im Land, besucht, können die ausländischen Lehrer eine Befreiung vom Morgenappell durchsetzen.
Am Teacher Training College unterrichtet Anke angehende Lehrer in Gesundheit und Ernährungslehre. Gleich zu Beginn stellt sie fest, dass die deutschen, auf vier Personen ausgerichteten Grundrezepte für die tansanischen Bedürfnisse völlig ungeeignet sind. Reis oder Maismehl bilden dort die Nahrungsgrundlage. „Im ersten halben Jahr sind mir viele Fehler passiert. Missverständnisse mussten aufgeklärt werden. Ich musste selbst erst Erfahrungen sammeln“, berichtet Anke. Außerdem betreut sie regelmäßig dreißig bis vierzig Studenten, die Praktika an den teils sehr entlegenen Schulen im Umland absolvieren. Anke beobachtet den Unterricht der Studenten und gibt ihnen anschließend Ratschläge. Auf der Ladefläche ihres Landrovers hat sie stets einige Wasserkanister und Kohl dabei. So erspart sie den Studenten zumindest einmal in der Woche den morgendlichen, bis zu zehn Kilometer langen Weg zum Wasserloch.
Manchmal frustriert die Arbeit. Abends sitzen die ausländischen Lehrer in einer Runde zusammen und sprechen darüber. Anke meint: „Wir sollten alle gehen. Tansania muss in Ruhe gelassen werden, auch wenn es daran zerbricht. Aber nur so wird das Land selbst Initiative zeigen, sich entwickeln. Und wenn es hundert Jahre dauert, dann hätte es zumindest Bestand.“
Damals wie heute ist ihr bewusst, dass man den Industrieländern wie Deutschland im Umgang mit den Ländern des Südens vieles vorwerfen kann. Eine Antwort, wie dieses Dilemma zu lösen ist, hat sie nicht. Anke ist sich auch nicht sicher, ob sie während ihres Einsatzes viel erreicht hat; für den Moment gewiss. Den Studenten konnte sie sicherlich etwas beibringen und sie schienen Anke auch für kompetent zu halten. Einige schickten Anke ihre Examensarbeiten zur Korrektur nach Deutschland. Es waren viele kleine Dinge, die sie ein wenig verbessern konnte. Unter anderem hat sie ein Kochbuch für den Hauswirtschaftsunterricht am Teachers Training College verfasst. Persönlich zehrt sie bis heute sehr von der Zeit in Tansania und hat einen differenzierteren Blick auf die Welt. „Das Fernweh blieb groß. Zwei Jahre später bin ich nach Äthiopien gegangen. Aber das ist eine andere Geschichte“, erzählt Oma Anke mir beim Abschied. Ich wünsche, ich hätte früher nachgefragt – und lege die Zebrafellkappe zurück in die Verkleidungskiste. □

Wearing Different Glasses



Hosea has faced discrimination in Indonesia, the Netherlands and Germany. He learned from it – and decided to counter it.

by Hosea Handoyo

With more than 17.500 islands, 300 ethnic groups, and 742 languages and dialects, Indonesia is a country of rich cultural heritage and diversity. About 250 million people in Indonesia are bound together under one ideology and one national language, Indonesian. Although being the world's most populous Muslim-majority nation, Indonesia is not an Islamic country. The country is built upon five philosophical pillars called "Pancasila" or Five Principles; asserting that Indonesians believe in one God, in civilized humanity and social justice under democratic government. Despite its national motto "Bhinekka Tunggal Ika" or unity in diversity, its unity is a work in progress. Many of the people still have a strong sense of ethnicity and they are very proud of it. Conflicts still arise in few parts of Indonesia, primarily involving fundamentalist understanding of religion under Al-Qaeda influence and strong ethnocentrism.

Being a Tionghoan

Since ancient times, Indonesia has been a bustling place for trade. Many Chinese traders came to this area, ended up marrying local women and remained here. In Indonesia, they are known as 'Tionghoa' people (Tionghoans). There are about 2.8 million Tionghoans, or 1.2% of Indonesia's total population.

Many Indonesians do not really acknowledge Tionghoans as parts of their community. A few refer to Tionghoans as 'mud blood' ethnic, just like in the *Harry Potter* series. Most of them suffer from discrimination and prosecutions by fundamentalist religious groups which label Tionghoans (and also Christians) Zionists or Kafir (infidels). It is an open secret that Tionghoans are not well accepted in the government or public organisations – unless they convert to Islam. Moreover, Indonesian government had banned any Chinese traditions (in suspicion of Communism) from 1966 to 2001. Until 2003, Tionghoans were still labelled as 'non-pribumi' – meaning non-local Indonesian – on their national ID, despite being born and brought up in Indonesia.

The gap between many Indonesians and Tionghoans is getting bigger due to the fact that many of Tionghoans are upper-middle class families and non-Muslim adherents. During colonial times, Tionghoans were considered second class people after the Europeans, and eligible for education, whereas Indonesians were not. The Dutch colonial power trusted Tionghoans to handle spice trades. This is also one of the reasons for the long-lasting division with the local Indonesians. In addition, many of the rich Tionghoans are also to blame because they are acting arrogantly in public. I can still recall many of my Tionghoan friends mocking the local Indonesians as the unlearned and second class people. Christian Tionghoans prefer to send their children to private Christian schools rather than public ones. This worsens the situation since many local Indonesians see it as a sign of social separation – the unwillingness to integrate and assimilate. It resembles the question of the chicken and the egg, which one came first? Is it because Tionghoans are discriminated against that they separate themselves from the society, or vice versa?

I consider myself lucky: My parents did not send me to a religious school – unlike most Tionghoans. I studied at a national school, which means that my classmates were diverse – ethnically and religiously.

"Pancasila" or Five Principles

- Belief in the one and only God (in Indonesian: Ketuhanan Yang Maha Esa).
- Just and civilized humanity (Kemanusiaan Yang Adil dan Beradab).
- The unity of Indonesia (Persatuan Indonesia).
- Democracy guided by the inner wisdom in the unanimity arising out of deliberations amongst representatives (Kerakyatan Yang Dipimpin oleh Hikmat Kebijaksanaan, Dalam Permusyawaratan dan Perwakilan).
- Social justice for all of the people of Indonesia (Keadilan Sosial bagi seluruh Rakyat Indonesia).

There I got acquainted with different religious doctrines, customs, and multiculturalism in their true forms. Some of my classmates called me and my Tionghoan friends ‘anjing kafir‘ and ‘Si Cina‘ (derogatory form of Tionghoa), but in the end, we learned the actual meanings of tolerance, understanding, and acceptance. Sadly, outside of school, discrimination was and still is common in present time.

To an extent, being discriminated has been part of my life. After high school, I decided to pursue my favourite subject: Biochemistry in the Netherlands and Scotland as I was fed up with the social situation in Indonesia. In both places, again I experienced discrimination by being labelled as ‘education-funds-robber‘, ‘local-job-thief‘, even as ‘passport-hunter‘. Many Dutch and Scottish people see me as Chinese rather than Indonesian. On my first day in the Netherlands, some teenagers shouted ‘nǐ hǎo’ (你好) at me. I replied back their greetings; however, they were laughing at me and started cursing. Puzzled, I shared this with a couple of my Dutch friends; they explained to me that it was an insult to many Chinese people in the Netherlands.

During my neuroscience internship in Amsterdam, I learned that people need time to get used to something different, such as different customs, culture, even the appearance of a person. This reminds me of one of the famous Indonesian proverbs ‘Tak kenal maka tak sayang‘, which means ‘if you do not know it, you will not love it‘. In order to promote understanding between locals and Indonesian culture, some Indonesian students and I organized an ‘Indonesian Culture Day‘ and many other events. These events were successful in bridging the Indonesian communities with the locals and fellow students. We encountered less and less discriminatory behaviour on account of these cultural dialogues. Besides, I realized that, as an international student, although I live in a place with strong racism, I cannot easily judge everyone who is staring at me as racist. Some people need time to adjust.

Life in Thuringia

After finishing my Bachelor’s degree on biomedical research in Nijmegen, I had the chance to do more research with pharmaceutical companies and university partners in Scotland. Thereby, I came to realize that often bureaucracy delays the release of a medication by more than 25 years. How can we make it faster? I cannot change the system, if I am stuck in the lab – I have to get out and get my hands dirty in politics. It may sound cliché, but that is my strongest motivation for studying Public Policy at the Willy Brandt School, University of Erfurt now. During my time here, I have experienced people in Thuringia to be more homogenous and less open to internationals, compared to the Dutch and Scots.

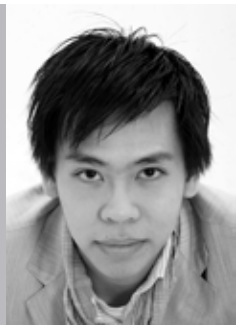
To tell the truth, I have experienced some discriminative actions in Erfurt. On my second day there, an employee of a famous shop in a big shopping centre did not want to serve me – simply ignoring me even though I was standing in front of him and trying to talk to him. I was bewildered and confused. I have heard about the raise of Neo-Nazi groups in Germany, but this is worse. Sadly, many of these discriminations and racial attacks are done by the young generations. How can we address this issue? Erfurt has various initiatives to address and counter attack these horrible acts. In my opinion, two projects are particularly outstanding. One is *Fremde werden Freunde* (FwF). FwF provides every international student with a buddy or host family. It is a smart symbiosis: I was able to learn and practice my German, while my German host family learned more about Indonesia and Tionghoa culture. Another program worth mentioning is the *Springboard Program* in which I am an active contributor. It allows many internationals to visit different schools all around Erfurt and parts of Thuringia from elementary to high-school levels. Different topics are discussed using music, dance, local food, traditional costumes, and games from all around the world. I believe the best way to get rid of racism and discrimination is through education. Programs should help the young generations to become role models and give them the opportunity for more interaction with people from different backgrounds, especially during the ‘identity search phase’.

Lessons learned: different glasses

Discrimination is a social disease that eats up the society from the inside, like cancer. My father used to tell me, the way we see the world depends on what kind of glasses we wear; if we wear black sunglasses, everything we see will be black, too. We need to offer these people clear glasses, so they can see and understand that diversity is a potential rather than a threat; a potential to take one’s country into a brighter future through collaboration and common understanding. □

Hosea Handoyo

(26) is a Master student in Public Policy of Willy Brandt School of Public Policy in Erfurt with focus on technology transfer policy. Aside from his passion in natural science, he is also interested in political communication, philosophy, and history. He often shares his thoughts in his blog: www.hshandoyo.net



Traut euch

Trotz steigernder gesellschaftlicher Toleranz wird die Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe in westlichen Ländern teils kontrovers diskutiert: Ein Blick auf vergangene und künftige Entwicklungen in Deutschland, Frankreich und den USA.

von Frank & David

Sieben Jahre sind in der Politik manchmal eine Ewigkeit – genügend Zeit für Quantensprünge allemal. Als die rotgrüne Bundesregierung 2001 die eingetragene Lebenspartnerschaft ermöglichte, waren gerade einmal sieben Jahre vergangen, seit die Strafbarkeit von Homosexualität in Deutschland vollends abgeschafft worden war: Paragraph 175 des Strafgesetzbuches hatte seit Inkrafttreten im Jahr 1872 sexuelle Handlungen zwischen Männern unter Strafe gestellt – wenn auch seit 1969 nur noch mit unter 18-Jährigen. „Bis in die 1990er-Jahre standen auf der Agenda der Schwulenbewegung noch die endgültige Abschaffung des Paragraphen und die Wiedergutmachung für in der NS-Zeit verfolgte Homosexuelle ganz oben," erklärt Elmar Kraushaar, der journalistisch seit vielen Jahren die Schwulenrechtsbewegung begleitet. „Das Thema Gleichstellung und Homo-Ehe kam erst später hinzu."

Einzelne Personen, wie Volker Beck von den Grünen, brachten das Thema auf die politische Tagesordnung. Andere europäische Länder, allen voran Dänemark, hatten bereits entsprechende Gesetze erlassen und der Mainstream der deutschen Medien entdeckte das Thema langsam für sich. Echten Widerstand gab es erst, als die Forderungen langsam in die Praxis umgesetzt wurden. „Das Lebenspartnerschaftsgesetz war dann eine riesige qualitative Veränderung – der große Schritt Richtung Gleichstellung. Damals war auch die Gegnerschaft am größten", erinnert sich Renate Rampf vom Lesben- und Schwulenverband in Deutschland (LSVD). „Es gab massiven politischen Widerstand von Schwarzgelb, sowohl auf Bundesebene als auch in den Ländern." Mehrere unionsgeführte Bundesländer wollten vom Bundesverfassungsgericht feststellen lassen, dass sich das Lebenspartnerschaftsgesetz nicht mit dem Grundgesetz vereinbaren lässt – und scheiterten damit.

Heute gibt es in Deutschland etwa 27.000 eingetragene Lebenspartnerschaften, doch die vollständige gesetzliche Gleichstellung mit der Ehe ist noch nicht erreicht. Der Widerstand bei den Unionsparteien hat bis heute mehr oder weniger Bestand, wobei häufig auf den besonderen Schutz von Ehe und Familie verwiesen wird. Zumindest aber die FDP hat einen Wandel durchgemacht. Bereits 2004 stimmten die Liberalen im Bundestag gemeinsam mit SPD und Grünen für eine Überarbeitung und Erweiterung des Lebenspartnerschaftsrechts. Seit 2012 steht im FDP-Grundsatzprogramm: „Alle Paare sollen die Ehe eingehen können" – und das ohne Unterschiede bei Rech-

ten und Pflichten. Allerdings stand in der schwarzgelben Bundesregierung die Fraktion der Liberalen im Parlament stets fest an der Seite der Union. Gemeinsam schmetterten sie im Bundestag sämtliche Vorstöße der Opposition zur vollständigen Gleichstellung ab. So wurde etwa ein Gesetzentwurf der Grünen „zur Einführung des Rechts auf Eheschließung für gleichgeschlechtliche Paare“ abgelehnt, bei insgesamt nur sieben Enthaltungen aus dem schwarzgelben Lager. Guido Westerwelle nahm übrigens an der Abstimmung nicht teil – obwohl er an diesem Tag im Bundestag weilte und sich an einer anderen namentlichen Abstimmung beteiligte.

Vonseiten der rot-grün-roten Opposition hatte es in der zurückliegenden Legislaturperiode eine ganze Reihe solcher Vorstöße gegeben. Kein Wunder: Sozialdemokraten, Grüne und Linke sind sich seit Langem einig darin, die Gleichstellung homosexueller Paare mit der Ehe vollständig umzusetzen. Doch unter Schwarzgelb mussten weitere Schritte zur Gleichstellung stattdessen in den letzten Jahren vom Bundesverfassungsgericht „angeordnet“ werden, damit sich die Regierung Merkel bewegte. Immer wieder begründete Schwarzgelb noch bestehende Ungleichbehandlungen damit, dass zunächst die Entscheidung aus Karlsruhe abzuwarten sei. Die Entscheidungen kamen; zuletzt kippte das Verfassungsgericht die steuerliche Ungleichbehandlung beim Ehegattensplitting. Für die Richter gab es keine „gewichtigen Sachgründe für eine Ungleichbehandlung“; diese verstoße daher gegen den Gleichheitssatz des Grundgesetzes.

Theologisch gleichwertig

„Die öffentliche Meinung ist da weiter als die CDU oder die Kirchen“, beobachtet Elmar Kraushaar. „In der Bevölkerung scheint es eine mehrheitlich positive Stimmung für die Gleichstellung zu geben. Das setzt Parteien und Kirchen unter Druck.“ In der Tat weisen Umfragen in diese Richtung: Im ARD-Deutschlandtrend sprachen sich im Frühjahr 2013 zwei Drittel der Befragten für die steuerliche und rechtliche Gleichstellung aus; laut einer Umfrage des Magazins *Stern* sind es sogar 74 Prozent.

Auch die evangelische Kirche hat in den letzten Jahren – anders als die katholische – erstaunliche Wandlungen durchgemacht. Im Jahr 2000 unterstützte das Kirchenamt der EKD das Gesetzesvorhaben zur eingetragenen Lebenspartnerschaft als „geeignet, gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften als Verantwortungsgemeinschaften zu festigen“. Im Juni dieses Jahres hat der Rat der EKD eine Orientierungshilfe veröffentlicht. Darin definiert er Ehe als „besondere Stütze und Hilfe, die sich auf Verlässlichkeit, wechselseitige Anerkennung und Liebe gründet“ und anerkennt auch kinderlose Paare, Patchwork-Familien und Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern. Mehr noch: Homosexuelle Partnerschaften werden theologisch begründet als gleichwertig mit traditionellen Ehen bezeichnet. Die Orientierungshilfe erntete von vielen evangelischen Würdenträgern lautstarke Kritik – von Abwertung der Ehe und Familie war die Rede. EKD-Ratsvorsitzender Nikolaus Schneider wehrte die Kritik ab und betonte, dass die „Qualität“ und nicht der „Status“ einer Beziehung wesentlich sei.

Doch auch bei den Christdemokraten regen sich seit Längerem Stimmen, die für die Gleichstellung eintreten. „Das zeigt, dass sich selbst in einer konservativen Partei durchaus etwas bewegt“, bemerkt Elmar Kraushaar. „Die starre Haltung wird nicht mehr lange durchgehalten werden.“ Eine dieser Stimmen ist die von Alexander Vogt, Vorsitzender des Lesben- und Schwulenverbandes in der Union (LSU). Vogt, selbst Katholik, versteht das Dilemma seiner Partei: „Die Führung der CDU, auch die Kanzlerin, hält sich teilweise sehr bedeckt beim Thema Gleichstellung homosexueller Partnerschaften.“ Das habe in erster Linie taktische Gründe: „Die CDU ist eine Volkspartei mit einem sehr breiten Spektrum. Da muss man versuchen, alle mit einzubeziehen und mitzunehmen – auch den konservativen Rand.“ Einen Wandel von innen heraus, durch persönliche Begegnungen und Gespräche, halten Vogt und seine Mitstreiter für die beste Strategie. „Die meisten Gegner haben mit dem Thema nie zu tun gehabt. Wenn sie sich damit beschäftigen und selbst Homosexuelle treffen, merkt man, dass sich etwas ändert.“ Diese Strategie habe sich über die Jahre ausgezahlt: „Wir haben nicht versucht, zu provozieren, sondern zu informieren. Für mich heißt konservativ sein: den Wandel erträglich gestalten, und viele Parteimitglieder sind eben noch nicht so weit. Die darf man auch nicht überfordern, wenn man die Partei nicht vor eine Zerreißprobe stellen will.“ Auch Vogt weiß, dass selbst unter den CDU-Anhängern mittlerweile eine Mehrheit für die Gleichstellung ist; die erwähnte Erhebung im ARD Deutschlandtrend bestätigte das. Die anderen zu verprellen hieße aber, sie ins Lager der Nichtwähler zu treiben – oder zur AfD, die von einer Gleichstellung von Partnerschaften außerhalb der traditionellen Ehe nichts wissen will.

„Darum muss es eben in kleinen Schritten gehen“, erklärt Vogt. Keine Partei habe sich in dieser Sache – wenn auch notgedrungen – so weit bewegt wie die Union. „Manche waren insgeheim sicher froh, dass das Verfassungsgericht ab und an so deutlich gesprochen hat – weil sie dann sagen konnten: Wir können ja nicht anders.“ Doch die sukzessive Gleichstellung hat aus Sicht des LSU-Vorsitzenden auch einen gesamtgesellschaftlichen Vorteil: „Dadurch, dass es eine gesellschaftliche Kraft gibt, die immer mal wie-

„Ich mache mir keine Illusionen: Eine unionsgeführte Regierung wird die Gleichstellung nicht von sich aus einführen. Da hat meine Partei eine Chance vertan.“

(Alexander Vogt, Vorsitzender der LSU)

Proteste gegen gleichgeschlechtliche Ehen in Frankreich und den USA: Französische Gegner-Verbände haben teilweise Verbindungen zu amerikanischen Ultrakonservativen.

der ‚Nicht so schnell!' sagt, ist uns hierzulande eine Situation wie in Frankreich erspart geblieben."

„Un papa, une maman"?

In kaum einem anderen Land war die Mobilisierung gegen die gleichgeschlechtliche Ehe medial so sichtbar wie in Frankreich, wo im Frühjahr 2013 mehrere Hunderttausende Bürger auf die Straße gingen, um dagegen zu demonstrieren. Dabei hat Frankreich legale Restriktionen gegen Homosexuelle schon 1791 abgeschafft. Das schützte Homosexuelle nicht unbedingt vor gesellschaftlicher Ächtung, zumindest aber vor juristischer Verfolgung in einer Kultur der liberalen und säkularen Rechtsauffassung.

Während in Deutschland – und auch in den USA – hauptsächlich Gerichte Politik für Homosexuelle „machen", löste die Regierung des Präsidenten François Hollande Anfang dieses Jahres eines seiner Wahlversprechen ein, indem sie ein Gesetz zur gleichgeschlechtlichen Ehe durchsetzte. Mit 200 Stunden Debatten und einem starken Widerstand der Konservativen gestaltete sich die Gesetzgebung im Parlament kompliziert. Dennoch konnte die Regierung sich der Zustimmung in der Bevölkerung sicher sein: Zwei Drittel der Franzosen unterstützen das Vorhaben, ein etwas kleinerer Anteil befürwortet auch entsprechende Adoptionsrechte.

Unter dem Motto „Manif pour tous" („Demo für alle") gingen die Gegner Anfang des Jahres auf die Straße, um gegen das Vorhaben „Marriage pour tous" („Ehe für alle") zu demonstrieren. Die Organisationen, die diese Proteste mit veranstalteten und finanzierten, sind in der Regel konservativer, religiöser oder rechtsradikaler Orientierung: Abgeordnete der ehemaligen Regierungspartei UMP, katholische Aktivisten und Front National-Leute führten die Kundgebungen an. Personelle und organisatorische Kontinuitäten zu den Massenprotesten, die 1999 die Einführung eingetragener Lebenspartnerschaften (PACS) begleiteten, sind leicht auszumachen.

Obwohl ein harter Kern der Proteste gegen die gleichgeschlechtliche Ehe dem katholischen Milieu entspringt, ist die Argumentation der Gegner säkular. Sie konzentriert sich hauptsächlich auf den Streitpunkt des Adoptionsrechts für homosexuelle Eheleute. Für „un papa, une maman" wird explizit aus der Perspektive des Kindeswohls geworben: Die Gegner der gleichgeschlechtlichen Ehe meinen, dass diese das Wohl der adoptierten Kinder schädigt. Wie auch die Befürworter warten sie dafür jeweils mit ihren psychologischen Gutachtern auf, was eindrücklich demonstriert, dass die Frage der Homo-Ehe in Frankreich eine explizit politische (und keine juristische) ist.

Der Romanist und Sozialwissenschaftler Scott Gunther sieht bei den Gegnern sowohl eine diffuse Angst vor einer Gesellschaft, in der traditionelle Geschlechter-Kategorien keine wesentliche Rolle mehr spielen, als auch den Versuch, die gleichgeschlechtliche Ehe als gemeinwohlgefährendes Einzelinteresse zu delegitimieren. So versucht die „Manif pour tous"-Bewegung, sich als gesamtgesellschaftlich, gemeinwohlorientiert und – im Gegensatz zu den Anti-PACS-Protesten von 1999 – rhetorisch moderat zu präsentieren. Dafür nutzt sie nicht nur traditionell konservative Slogans („un papa, une maman"), sondern hat auch linke Symbolik in ihr Repertoire integriert: etwa Zitate Gandhis und Stéphane Hessels sowie „On ne lâche rien!" (Wir geben nichts auf!), der Wahlslogan der Linksfront.

Die Selbstdarstellung als gesellschaftlich allumfassende Bewegung ist jedoch schnell gescheitert. Die Tageszeitungen *Le Monde* und *Libération* haben die Mehrheit der 50 Organisationen der „Manif pour tous" als kurzfristig geschaffene „Phantom"-Strukturen enttarnt: Die „Homovox" (angeblich Homosexuelle gegen die Homo-Ehe) wurde von homophoben katholischen Aktivisten gegründet, die „Musulmans pour l'enfance" (Musli-

“Die-hard homophobes are now on the defensive”

Acceptance of same-sex partnerships is growing in many countries of the Western World. Robert Aldrich, Professor at the University of Sydney, is an expert on the history of homosexuality. He tells us about cultural differences and trends in the field of gay rights.

***unique*: Do you think that the fact that popular people in history have been gay, as you describe in your book *Gay Lives*, could influence our judgment of homosexuality?**
Aldrich: History teaches us about the diversity of lives and desires, and it is also important for people to remember how varied those experiences were across the years and around the globe. In times and places when gay people were the objects of discrimination or persecution, they indeed often looked for notable figures who were gay to justify their urges: Socrates or Michelangelo, Frederick the Great or Oscar Wilde. In them, they saw gay men – and lesbians as well, such as Sappho – who had pursued their homosexual desires, but also excelled in their professional or cultural pursuits, and who often braved social condemnation. In this way, they affirmed themselves. However, nowadays, we more often think of gay rights in terms of human rights or equal rights of all citizens rather than just the activities of famous “gay ancestors”.

Your book had also the goal to broaden our definition of homosexuality: It’s not just about sexual attraction, but also emotions and relationships. Would a broader definition change the level of tolerance towards homosexual partnership?
Often the public has been obsessed with the sex lives of gay men and lesbians: what they did with their genitals, how they did it, where they did it... But gay sexuality is also a question of affection, intimacy, companionship and love. And gay people don’t have sex ‘twenty-four seven’ – though some might like to try, perhaps. As gay life becomes better known, others realize that gays are interested in work and recreation, politics and philosophy, art and sport, and all sorts of other things – they are very ‘normal’ people. And much of what goes on in their private lives is indeed a question of emotional attachments, friendships and relationships, whether casual or enduring, and not just fucking. So perhaps those around them can view them as people, not sex machines.

You also see a more liberal or ‘fancy-free’ dealing with sexuality to be characteristic for homosexuals. Doesn’t this cause even more rejection, especially by conservatives?
By their very sexual choices, gay people rejected many of the conventions of traditional life, often because society forced them to do so. They didn’t marry their same-sex partners because they were not allowed to marry, for instance. But it is true that there is a contestatory, even revolutionary, side to gay sexuality: sex for pleasure not just procreation, sex with multiple partners not just in a monogamous relationship sanctioned by law and religion, without the constraints of old ideas about virginity and absolute fidelity. Maybe some straight people have been jealous of this sexual freedom! Therefore, so-called moralists have damned gay people for vice, immorality or perversion. This is judgmental, even dictatorial, but it is also hypocritical, especially if – as social scientists – we look at the number of divorces, of births outside of marriage and the frequency of ‘adultery’ in the past. But the challenges to traditional moral codes mean that – at least in some countries – society has changed dramatically. Die-hard homophobes are now on the defensive, at least in many countries of Western Europe, and places like Canada, Australia, New Zealand and parts of Asia, because they have lost their battle against gay rights.

Anthropologists often claim a correlation between monotheism and intolerance towards homosexual relationships. Why then is persecution in Muslim countries so much more rigid than in regions with Christian-Jewish tradition?
Monotheistic religions place an emphasis on exclusiveness: one scripture, one God, one type of salvation, and also – in traditional belief – one type of sexual behaviour. Other religions or systems of belief, such as Hinduism or Buddhism, don’t really have a concept of sin, and are not so much concerned about the sexual activities of those who follow them. In the modern

Robert Aldrich

(born 1954) is Professor of European History at the University of Sydney. His research focusses on modern European and colonial history and he published several books on the history of gender and homosexuality, including Gay Life and Culture: A World History *(2006, as editor) and* Gay Life Stories *(2012, German title:* Gay Lives. Lebensgeschichten*).*

Western world, we live in a secular society, partly because of the ideas of the Enlightenment, the French Revolution and positivist science. Church and state are effectively separated. But that is not the case in many parts of the world and, in particular, in many Islamic countries. Homosexual acts are of course widespread in the Islamic world, as they are everywhere, but the situation of gay people in many Muslim countries is appalling. It would be good if more Islamic clerics and other Muslims stood up and proclaimed their support for equal rights for gays and lesbians.

What effects had antique religions or have Buddism or Hinduism on a society's dealing with homosexuality?

In the Greco-Roman world, homosexuality – though it wasn't the same as our sort of homosexual behaviour and identity – was not only widely accepted, but celebrated. That was true of the Japan of the samurais as well, and even of traditional China. Judaism, Christianity and Islam, however, attacked homosexuality, partly because for them it represented pagan vice. When these religions triumphed, they imposed their new codes of sexuality, not only in their own countries but also the countries the Jews, Christians and Muslims conquered and converted. In those places, they fought against what they considered heathenism, and many 'heathen' societies had very different ideas about sexuality than those of the conquerors.

Large parts of Africa and Asia, and the islands of the world, were colonized by Europeans, and the Europeans introduced their own law codes. In the case of the British empire, their laws made homosexual acts criminal, and for countries like India, the fact that homosexual acts were illegal was an inheritance of the colonial age, even though Hinduism and some of the other Indian religions are not much concerned with homosexuality. Recently, the Indian high court has ruled the anti-homosexual laws invalid, but a large number of people are still not supportive of gay rights there. Many of the politicians and regimes of the non-Western world – one thinks of Robert Mugabe in Zimbawe – have no reservations expressing their hatred of homosexuality.

Male homosexuality is more often criminalized than female homosexuality. What is the reason for this – is there a broader tolerance for lesbians?

I'm not so sure. Historically, in the West, women's sexuality was often regarded as dangerous, but women were also seen as sexually passive. What was important was the man: sexually, politically and otherwise. A man who did not possess a woman, who did not father a child or who did not behave in a conventionally masculine manner, however that was defined, was a traitor to his sex – unless, perhaps, he was a priest. What a woman did was, in a general sense, not so significant so long as she ultimately remained under the rule of men. That's why the lesbian movement was so often intertwined with the movement for the emancipation of women that had broader objectives: Gay men had to gain equality with straight men, but all women – straight or gay – had to seek equality with all men.

What is the reason that especially our generation has experienced an increase of tolerance towards homosexuality and same sex marriage, regarding, let's say, the last ten years?

Many things enter into the change. A long time ago now, there was the sexual revolution, which produced a more public discussion of sexuality and changes in attitudes towards such issues as divorce. More recently, the AIDS epidemic showed how gay people could suffer, but also respond positively through campaigns for health promotion and political activism. In a more general sense, more gays and lesbians have now come out; in our countries, there are few people who do not have – and, one hopes, accept – a gay relative, neighbour or colleague. Education has played an important role, and so have the media. In the West, traditional religious beliefs no longer have the grip they once held on society. Medical views have changed, too.

But I think it is important to recognize the long years of work by gay people themselves. Think of the pioneering efforts of Magnus Hirschfeld and the Wissenschaftlich-humanitäres Komitee of the 1890s: calls for homosexual emancipation and law reform, the establishment of a sexological institute, the publication of the first gay journal, Hirschfeld's work in the setting up of a world society for sexual reform. A wide-ranging change, even in a country like Germany, took a century to achieve, not just a decade.

What further development would you predict in terms of tolerance towards homosexual partnerships?

I think we can be optimistic about many countries. Who would have thought just a few years ago that there would be gay marriages in Britain and South Africa, Spain and Portugal? Or that Paris and Berlin would have gay mayors, and that Iceland and Belgium would have gay prime ministers? Increasingly countries, most recently New Zealand and Uruguay, have recognized gay marriage – though gay marriage is not necessarily the most important objective for many gay people. There is an increasingly liberal attitude towards homosexuality in many other places, such as Singapore, for instance, a country once considered puritanical but that now has a lively gay culture.

In other parts of the world, however, it is difficult to be optimistic: in parts of Africa and the Middle East, but also in Russia and parts of Eastern Europe. Political interests, social conservatism and traditional religion all combine, sometimes violently, in an assault on gay rights. Unfortunately, one of the big divides in the world may be between those states that recognize gay rights – at least implicitly – and those that do not. It is always worthwhile repeating that gay rights are human rights, and there is an urgent need for both vigilance and for reaction against regimes that refuse to extend basic human rights to gay men and lesbians!

Thank you very much, Professor Aldrich!

The interview was conducted by Frank.

me für die Kindheit) von einem katholischen Blogger. Der realexistierende Kern der Homo-Ehe-Gegner besteht weiterhin aus religiösen Familienverbänden und konservativen bis rechtsradikalen politischen Aktivisten. Polternde Reden mit martialischen Versprechungen, wonach „Blut fließen wird“ reißen die „gesamtgesellschaftliche“ Fassade ein: Homophobe Gewalttaten, sei es gegen Einzelpersonen als auch gegen Institutionen, haben im Frühling 2013 gemäß SOS Homophobie für kurze Zeit sprunghaft zugenommen.

Allerdings haben sich die Proteste in ihren anfänglichen Dimensionen erschöpft – zu den internen Streitigkeiten kommt hinzu, dass ein Teil der Demonstranten die Anti-Homo-Ehe-Demos vor allem auch als Kundgebungen gegen die Hollande-Regierung genutzt haben. Scott Gunther prognostiziert: „I think that the energy behind the opponents of same-sex marriage will gradually lose steam. Once that same-sex marriage becomes available, the original opponents begin to realize that it hasn’t had much of an impact on their lives and their motivation to fight it drops.“

USA: Rasante Entwicklung

Anders als in Deutschland und Frankreich ist die Regelung der Eheschließung in den USA Angelegenheit der jeweiligen Einzelstaaten. Dieser Föderalismus führt zu einem Flickenteppich an Regelungen, der sich in den letzten Jahren jedoch rasant verändert hat. In einigen Staaten bestanden Strafbestimmungen gegen gleichgeschlechtlichen Sex offiziell noch bis 2003 (etwa in Texas), als der Oberste Gerichtshof sie für verfassungswidrig erklärte. Auch wenn diese seinerzeit nur noch sehr selten angewendet wurden: Fortschrittlichere Staaten hatten sie nicht nur längst abgeschafft, sondern waren bereits dazu übergegangen, gleichgeschlechtliche Partnerschaften anzuerkennen. „Vereinzelte Vorstöße für eine ‚Homo-Ehe’ hatte es schon in den 1970er Jahren gegeben, aber als politisch machbare Forderung trat das erst Mitte der 1990er Jahre auf den Plan“, erklärt Professor Michael Dreyer, Politikwissenschaftler an der Uni Jena. Sogenannte *Domestic Partnerships* oder *Civil Unions* wurden für gleichgeschlechtliche Paare ab Ende der 1990er Jahre in immer mehr Staaten ermöglicht, doch mit einer „Heirat zweiter Klasse“ wollten sich viele nicht zufrieden geben: 2003 wurde in Massachusetts als erstem Staat die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare (*same-sex marriage*) eingeführt – per Richterspruch: Das Oberste Gericht von Massachusetts sah in der Ungleichbehandlung eine Verletzung des Gleichbehandlungsgrundsatzes, den die Verfassung des Staates vorschreibt.

Fünf Jahre später war es im Falle von Vermont erstmals nicht die Justiz, sondern die Legislative, die für die Einführung gleichgeschlechtlicher Ehen sorgte; weitere Staaten, vor allem an der Ostküste, sollten folgen. Auch wenn immer noch eine Mehrheit der Einzelstaaten gleichgeschlechtliche Ehen nicht vorsieht oder sogar explizit verbietet, erkennt Michael Dreyer einen rasanten Wandel – noch vor zehn Jahren sei an den heutigen Stand gar nicht zu denken gewesen: „Zur Präsidentschaftswahl 2004 machten die Republikaner noch Wahlkampf gegen die Gleichstellung. In vielen Einzelstaaten standen damals Volksentscheide auf dem Wahlzettel, die homosexuelle Ehen für verfassungswidrig erklären sollten“, erinnert sich der Politikwissenschaftler. „Nur acht Jahre später sprach sich Präsident Obama – wenn auch etwas gestupst von seinem Vizepräsidenten – im Wahlkampf offen für die Gleichstellung aus, und in den ersten Staaten waren Volksentscheide für die Einführung von *same-sex marriage* erfolgreich.“

Ein Staat nach dem anderen – mit dieser Strategie zeigen die Befürworter der Gleichstellung, dass sie viel von der schwarzen Bürgerrechtsbewegung gelernt haben: „Sie schauen, was machbar ist und in welchem Staat sie mit dem geringsten Widerstand zu rechnen haben – und dort bündeln sie ihre Ressourcen“, erklärt Michael Dreyer. Mittlerweile sind bereits in den meisten *blue states* – die im Rennen ums Weiße Haus solide an die Demokraten gehen – gleichgeschlechtliche Ehen legal.

Doch auch die Gleichstellungsgegner arbeiten einzelstaatsbezogen, wohl wissend, dass ein Verbot von same-sex marriage auf Bundesebene nur über eine Änderung der US-Verfassung möglich wäre – angesichts der hohen Hürden dafür ein aussichtsloses Unterfangen. Ihre Initiativen zielen darum eher auf ein Verbot homosexueller Ehen im jeweiligen Staat. Getragen werden diese Vorstöße teilweise von organisierten (und finanziell stark aufgestellten) Kirchen, wie den Mormonen, oder von eigens gegründeten Organisationen mit Namen wie „Family Research Council“ oder „Protect Marriage“, die die ‚klassische’ – also heterosexuelle – amerikanische Familie zu verteidigen meinen. Diese argumentieren zwar auch mit Gott, zielen allerdings auf Menschen aus allen konfessionellen Richtungen ab. „Aber auch Einzelpersonen, etwa prominente TV-Prediger wie Pat Robertson, können eine große Wirkung entfalten, wenn sie ein Millionenpublikum erreichen“, betont Michael Dreyer. Man dürfe nicht vergessen, dass die USA wesentlich religiöser seien als die meisten europäischen Länder. Auch auf die evangelikale Rechte, die in den 1980er Jahren durch den Kampf gegen die Abtreibung aus ihrer Politik-Abstinenz erweckt wurde, wirkten die Gleichstellungsversuche seit den 1990er Jahren stark mobilisierend. Entsprechend lässt sich die Gegnerschaft gegen homosexuelle Ehen in den USA recht klar charakterisieren: „Natürlich gibt es Ausnahmen, aber im Schnitt sind die Gegner älter, sozioökonomisch

„Anders als die Zivil-Ehe in Deutschland ist ‚marriage’ in den USA viel stärker religiös aufgeladen. Dieser religiöse Anspruch macht es schwierig, bei dem Thema Kompromisse zu schließen.“

(Prof. Michael Dreyer, Politikwissenschaftler)

Obama mit Merkel und Wowereit in Berlin: „Stand up for our gay and lesbian brothers and sisters."

weniger bevorteilt und stärker religiös geprägt als der Rest der Bevölkerung", fasst Politikwissenschaftler Dreyer zusammen. „Im Kern lautet ihre Argumentation: homosexuelle Partnerschaften – und erst recht gleichgeschlechtliche Ehen – sind widernatürlich und verstoßen gegen Gottes Gebote." Dennoch lassen einige Kirchen, wie die Metropolitan Community Church oder die Unitarier, nicht nur schwule Pastoren zu, sondern nehmen sogar Segnungen gleichgeschlechtlicher Paare vor.

Umfragen zufolge sind mittlerweile mehr Amerikaner für gleichgeschlechtliche Ehen als dagegen – das war vor einigen Jahren noch anders. Trotzdem wird sich die Gleichstellung nicht vom Kongress durchsetzen lassen, sondern, ähnlich wie in Deutschland, durch Gerichtsentscheidungen. Der Oberste Gerichtshof machte dabei in diesem Sommer einen großen Schritt, als er den *Defense of Marriage Act* (DOMA) teilweise für verfassungswidrig erklärte. Das Gesetz hatte 1996 die Ehe als Verbindung zwischen Mann und Frau festgeschrieben und der Bundesregierung verboten, gleichgeschlechtliche Ehen oder ähnliche Verbindungen anzuerkennen. Das Gericht kippte das Gesetz, weil es gegen den Gleichbehandlungsgrundsatz der US-Verfassung verstoße. Die Regierung von Präsident Obama, der die Entscheidung als „historischen Schritt" bezeichnete, machte sich sogleich ans Werk, die Gleichstellung hetero- und homosexueller Eheleute voranzutreiben – jedenfalls in den Bereichen, die der Gesetzgebung des Bundes unterstehen. Unzählige Regelungen, im Steuer- und Erbschaftsrecht, Gesundheitswesen oder Einwanderungsrecht, sind von der Entscheidung betroffen und wurden in vielen Fällen bereits angepasst.

„Die nächste große Hürde wird sein, die Einzelstaaten zur Anerkennung gleichgeschlechtlicher Ehen zu verpflichten", erklärt Michael Dreyer. „Das wird mit Sicherheit Gegenstand einer der nächsten großen Entscheidungen des Obersten Gerichtshofes sein." Denn auch wenn manche Einzelstaaten bereits anderswo geschlossene gleichgeschlechtliche Ehen anerkennen, obwohl sie diese selbst nicht eingeführt haben: Bei einigen werde sich, ohne Druck der Judikative, nichts ändern. Die Staat-für-Staat-Strategie wird irgendwann an ihre Grenzen kommen. „Aber wenn sich ein nationaler Trend abzeichnet und die Mehrheit der amerikanischen Bevölkerung in Staaten lebt, in denen die Gleichstellung gilt, wenden sich die Befürworter damit an den Obersten Gerichtshof. Der ist nicht bereit, als bahnbrechender gesellschaftlicher Veränderer voranzuschreiten. Aber er hat schon häufig offenkundige Trends – sogenannte *developing standards* – aufgegriffen", erklärt der Politikwissenschaftler. Mit Verweis auf die *equal protection*-Klausel des 14. Verfassungszusatzes würde das Gericht dann quasi ein gleiches Grundrecht auf Heirat für alle Amerikaner anerkennen und dem entgegenstehende Regelungen der Einzelstaaten für verfassungswidrig erklären. „In zehn Jahren wird das Thema durch sein – mit einer Kombination aus einzelstaatlicher Gesetzgebung und bundesstaatlicher Rechtsprechung" prophezeit Dreyer. „Und es werden Millionen von Menschen ins Wahlalter kommen, die für die Gleichstellung sind, sodass es sich auch für Politiker nicht mehr lohnen wird, dagegen zu sein. Selbst Konservative haben mittlerweile erkannt, dass sie nur noch Rückzugsgefechte führen."

Karlsruhe wird sprechen

Die meisten Beobachter sind sich einig: Auch in Deutschland wird die vollständige rechtliche Gleichstellung homosexueller Partnerschaften in wenigen Jahren umgesetzt sein – notfalls durch höchstrichterliche Anordnung. „In der beginnenden Legislaturperiode werden wir einen großen Schritt weiterkommen, entweder mit der Regierung oder ohne sie", ist sich Renate Rampf vom LSVD gewiss. „Es gibt eine parlamentarische Mehrheit für die Öffnung der Ehe über die Ergänzung von Paragraph 1353 BGB. Wenn die Regierung das nicht schafft, wird das Bundesverfassungsgericht eine entsprechende Entscheidung fällen."

So war es wohl auch ein Fingerzeig an Angela Merkel, als Barack Obama in seiner diesjährigen Rede am Brandenburger Tor sagte: „When we stand up for our gay and lesbian brothers and sisters and treat their love and their rights equally under the law, we defend our own liberty as well." Neben der Kanzlerin auf der Bühne saß Berlins Regierender Bürgermeister Wowereit – und lächelte. ◻

„Die rechtliche Gleichstellung wird kommen – da können sich die CDU und Frau Merkel auf den Kopf stellen."

(Elmar Kraushaar, Journalist und Schriftsteller)

Die Tragik des Barack Obama

Für Roosevelt kämpfte er im Zweiten Weltkrieg, für Obama sieht er wenig Spielraum: 13 US-Präsidenten hat Kurt Shell inzwischen regieren sehen – teilweise als amerikanischer Bürger, teilweise als Politikwissenschaftler, stets als interessierter Beobachter.

von Frank

Mit seinen fast 93 Jahren ist Kurt Shell der Doyen der politikwissenschaftlichen Amerikastudien in Deutschland. Am Center for North American Studies in Frankfurt hat er sie wesentlich mit aufgebaut. Ich treffe ihn im Vorfeld eines Vortrags über „seine Präsidenten", also jene 13 Amtsinhaber, die er seit seiner Übersiedlung in die USA 1940 miterlebt hat. Sehr bald kommen wir auf den aktuellen Präsidenten zu sprechen und Shell outet sich als „großer Obama-Fan".

***unique*: Auch aus fachlicher Sicht?**
Shell: Nein, das kann ich nicht sagen. Er erinnert mich ein bisschen – auch wenn der Vergleich hinkt – an Jimmy Carter. Ich hatte mir bei Obama erhofft, er könnte auch als Präsident sein enormes Charisma nutzen, das ihn als Wahlkämpfer ausgezeichnet hat, um etwas Größeres zu verkörpern. Aber ich glaube, dass er das nicht tut, weil er als Präsident zu wenig Wärme ausstrahlt.

Nachhaltig beeindruckt hat Shell ein anderes Beispiel präsidialer Ausstrahlungskraft, das er unmittelbar nach seiner Immigration in die USA erlebt hat: Franklin D. Roosevelt steuerte das Land durch die Wirtschaftskrise und den Zweiten Weltkrieg, wurde als einziger US-Präsident viermal gewählt. Unter ihm als Oberbefehlshaber diente der junge Kurt Shell als Freiwilliger in der US-Armee:

Shell: Roosevelt hat nicht nur viel geleistet und zu leisten gehabt, sondern besaß auch eine ungeheuere Ausstrahlungskraft. Für viele wurde er zu einer Person, ohne die sie sich ein Leben gar nicht mehr vorstellen konnten, weil man so an sie gewöhnt war! An dem Tag, als ich erfuhr, dass Roosevelt gestorben war – ich war zu dieser Zeit Soldat der amerikanischen Armee in Italien –, empfand ich plötzlich eine große Leere. Als wäre man vaterlos geworden.

Shell, geboren in Wien, seit Ende der 1960er-Jahre in Deutschland lebend, antwortet auf die Frage nach seiner Heimat, er sei ein „rootless cosmopolitan" – typisch während des Gesprächs ist dieser fließende Wechsel zwischen Deutsch und Englisch. Als er 1920 als Sohn jüdischer Eltern zur Welt kommt, werden die USA noch von Woodrow Wilson regiert – und sehen sich keineswegs als Nation mit dauerhaften globalen Verpflichtungen. Nach Jahrzehnten der Weltmachtstellung wird nun immer häufiger davon gesprochen, die USA befänden sich auf dem absteigenden Ast. Der Politikwissenschaftler nickt.

Shell: Auch ich glaube, dass zwar nicht die Stellung der USA als Supermacht, aber als DIE einflussreichste Nation der Welt relativiert wird – durch das Wachsen Chinas und Europas Vergemeinschaftung. Amerikas Position ist weiterhin ungeheuer wichtig, aber nicht mehr so dominant in der Welt. Auch kulturell und militärisch. Die USA sind noch immer die stärkste Militärmacht, auch wenn das heute schwer zu definieren ist. Die Armeen Russlands und Chinas sind größer als die der USA.

Hat sich auch in der Wissenschaft hierzulande die Betrachtung der USA verändert?
Shell: Die Amerikastudien in Deutschland haben sich insofern verändert, dass sie früher als eine Art Demokratiestudien definiert wurden; heute ist Amerika im Wesentlichen eine *area study* unter vielen – in ihrer Bedeutung und Wertschätzung auch abnehmend, fürchte ich.

Shell ist Anhänger der Demokraten, daraus macht er kein Geheimnis. Nie habe er einen guten Grund dafür gesehen, eine andere Partei zu unterstützen.

Shell: Von Anfang an, als ich 1940 nach Amerika kam, bis 1967, als ich zurück nach Europa ging – und wenn ich sie beobachte bis heute – vertritt die Demokratische Partei diejenigen Positionen, die ich auch vertreten würde. Sie war stets viel offener für Ethnien aus verschiedenen Ländern – und für mich als Juden. Aber nicht nur das: Ich bin auch ein überzeugter Anhänger des Wohlfahrtsstaates!

Nicht zuletzt das ist es, was Shell zu einem Fan von Präsident Lyndon B. Johnson macht, der in den 1960er Jahren nicht nur die schwarze Bürgerrechtsbewegung, sondern unter dem Motto der „Great Society" auch den amerikanischen Sozialstaat wesentlich vorangebracht hatte. Erst mit zeitlichem Abstand, so Shell, würde man häufig die Größe der Präsidenten erfassen.

Shell: Man erkennt im Rückblick vielleicht stärker, welche Probleme sie zu lösen und wie schwer sie es hatten. Nehmen Sie etwa Harry Truman: Alle hatten 1945 wahnsinnige Angst gehabt, als dieser unerfahrene Provinzler plötzlich den großen Roosevelt ersetzen musste. Doch Truman hat alle überrascht mit seiner Tatkraft und dem Geschick – vor allem in der Außenpolitik – fähige Leute um sich zu sammeln. Er hat immer wieder, wie ich finde, sehr viel Mut bewiesen. Die letzten Jahre seiner Präsidentschaft aber waren, wegen des Korea-Krieges, Jahre des Abstiegs.

Der Truman-Biograf weiß, dass der 34. Präsident sowohl bei Zeitgenossen als auch späteren Betrachtern (Stichwort: Hiroshima) nicht unumstritten war. In dieser Hinsicht ähnelt Harry Truman dem großen Helden der Tea Party-Bewegung: Ronald Reagan. Für den erzkonservativen Republikaner hat Shell weniger warme Worte übrig.

Shell: Ich habe ja, als eher linksliberaler Demokrat, Reagan sehr negativ betrachtet. Die 80er-Jahre waren sehr prosperierend, aber insgesamt würde ich nach wie vor sagen, dass er in seinem ganzen *outlook* und damit, wohin er Amerika in den 80er-Jahren lenken wollte, in die falsche Richtung ging. Aber er war eben der „Great Communicator"; er hatte die populistischen Fähigkeiten, den Leuten durch Charme und Rhetorik entgegen zu kommen und ihnen das zu sagen, was sie hören wollten. Auch die Senkung der Steuern war ja sehr populär.

Zeigt sich in dieser Kommunikationsstrategie nicht auch ein anderes Demokratieverständnis im Vergleich zu Deutschland?
Shell: Ja, durchaus. Ich glaube, dass in den USA der Politiker dem Volk sehr viel mehr aufs Maul schaut als in Deutschland. Hier erwartet man eher, dass er mehr Staatsmann ist und rational die Probleme reflektiert und dann versucht, sie zu lösen. Ein Grund dafür mag in der Tradition eines Obrigkeitsstaates in Deutschland liegen, der über Jahrhunderte von einer Bürokratie und Elite geleitet wurde, die die Entscheidungen traf. In der Gründung der USA war hingegen die Erwartung angelegt, dass der Politiker sehr volksnah sein sollte.

In diesem Verständnis ist ‚Populismus' also eher etwas Positives?
Shell: Ich habe Populismus – im amerikanischen Sinne – nie negativ betrachtet. In Deutschland ist es üblich, von Populismus zu sprechen, wenn man den billigen Forderungen aus dem Volk nachgibt, ohne Elitenintelligenz. Für mich ist Populismus Demokratie im eigentlichen Sinne des Wortes – nicht als indirekte, sondern direkte Demokratie, nämlich das zu tun, was die Menschen von einem wollen. Das mag – wenn man darüber nachdenkt – nicht unbedingt das Richtige sein, aber es ist eine *response* zu dem, was von einem erwartet wird.

Beim Thema Erwartungen an Politiker kommt unser Gespräch auf den aktuellen Präsidenten zurück, den einige Beobachter schon als gescheitert ansehen. Die Schuld daran, dass Obama viele Vorhaben nicht umsetzen konnte und kann, sieht der Politikwissenschaftler aber größtenteils beim politischen Gegner:

Shell: Ich habe eine ungeheuere Wut im Bauch gegen die Republikaner. Die sind heute, seit sie zu einem Großteil von der Tea Party dominiert werden, im Kongress auf einem verrückten Kurs gegen alles zu opponieren, das in irgendeiner Weise mit Staatstätigkeit zu tun hat! In der heutigen Auseinandersetzung machen ihre Obstruktionen Amerika beinahe *ungovernable*. Das politische System der USA ist von Beginn an darauf angelegt, Regierung so schwierig wie möglich zu machen. Es ist mit so vielen Veto-Punkten versehen, dass es nur mit einem gewissen Maß an Kompromissbereitschaft in Bewegung zu halten ist. So kann eine Gruppe wie die heutigen Republikaner das System total blockieren, vor allem durch die Benutzung des *Filibuster* als alltägliches Instrument im Gesetzgebungsprozess.

Und Obama hat nicht die 60 Stimmen im Senat, die er braucht, um die Blockade zu überwinden…
Shell: Ich sehe das als die wirkliche, auch persönliche Tragödie von Obama. Er wird wohl als Präsident in die Geschichte eingehen, der sehr wenig zustande gebracht hat.

Zum Abschluss unserer Unterhaltung bleibt der Blick auf eine tiefe Spaltung der US-Politik – und die Frage an den erfahrenen Beobachter, was zu erwarten ist.

Shell: Auf absehbare Zeit wird sich daran wohl nichts ändern. Ich sehe nämlich nicht, dass die Republikaner ihre Position wesentlich ändern, außer in ganz wenigen Punkten. Man spricht ja davon, dass die *immigration laws* geändert werden sollen, denn die Republikaner haben gemerkt: Sie brauchen die *hispanics*, wenn sie in Zukunft Wahlen gewinnen wollen. □

13 Amtsinhaber hat Kurt Shell inzwischen erlebt.

Für den statistischen Selbstzweck

Ausgabe gelesen? Begeistert vom Inhalt? Genervt? Gelangweilt? Sag uns doch einfach deine Meinung! Am besten anonym im Internet. Wer es bis zum Ende der Umfrage schafft, kann an unserer Verlosung teilnehmen und tolle Preise gewinnen.

Wenn dir unsere viermal im Jahr erscheinende Ausgabe so gut gefallen sollte, dass du sie vor allen anderen haben möchtest, kannst du uns abonnieren. Wir schicken dir das druckfrische Heft direkt in den Briefkasten und berechnen lediglich die Versandgebühr.

Falls dir das noch nicht genug *unique*-Beschallung sein sollte, kannst du uns auf Twitter (*Unique_Magazin*) folgen und dich mit uns auf Facebook (*unique Thüringen*) anfreunden.

Du bist noch nicht so lange in Jena, Thüringen oder Deutschland? Du hast gerade zum ersten Mal eine *unique* in der Hand? Und die vorherigen Ausgaben liegen nicht mehr im Mensa-Zeitschriftenständer? Kein Problem. Alle seit Februar 2006 erschienenen Ausgaben stehen kostenlos zum Blättern oder Downloaden auf unserer Website *unique-online.de* zur Verfügung. Obendrauf gibt es dort Kritiken zu aktuellen Büchern, Filmen und Veranstaltungen.

Falls dich das alles überhaupt nicht beeindruckt – weil du es nach eigenem Beurteilungsvermögen ohnehin besser kannst – komm doch vorbei!

Code scannen
und loslegen:

Alle Nicht-Smartphonebesitzer finden die Umfrage unter diesem Link:

http://8565.findmind.ch

Umfrage-unabhängig, aber todschick: der *unique*-Beutel.
Schwarz, belastbar und mit langen Henkeln.
Zugreifen solange der Vorrat reicht!

Wo & wie? Schreib uns einfach eine Nachricht bei Facebook oder eine Mail an redaktion@unique-online.de

Rezension

Homo Simpson

Schräg, schrill... schwul: Erwin In het Panhuis wirft in seinem Buch einen sachlichen Blick auf die homoerotische Seite der Simpsons.

von Robert

Der internationale Kultstatus der gelben Familie aus Springfield lässt sich nicht leugnen: In 70 Ländern ist die Serie zu sehen; kürzlich wurde die 500. Folge ausgestrahlt. Für den Historiker Erwin In het Panhuis, der sich auf die Geschichte der Homosexualität spezialisiert hat, ist das Anlass, sich intensiv mit schwulem Humor bei den *Simpsons* auseinanderzusetzen. In *Hinter den schwulen Lachern* kämpft sich der Autor durch eine ausführliche Charakter-, Sprach- und Inhaltsanalyse mit Bezügen zu Politik, Film, Musik, Gesellschaft und anderen Animationsserien.

Bis ins kleinste Detail wird jede Figur analysiert, jede Szene auf mögliche homosexuelle Anspielungen untersucht und gedeutet. So erfährt man unter anderem, dass Homer über fünfzig Mal andere Männer küsst (meist Ned Flanders), jedoch nie einen inneren Lernprozess vollzieht und deshalb weiterhin zu einem unreflektiert stumpfen, homophoben Humor neigt. Oder dass in Folge fünf der vierten Staffel zum ersten Mal auf die Homosexualität von Patty Bouvier, Homers Schwägerin, angespielt wird.

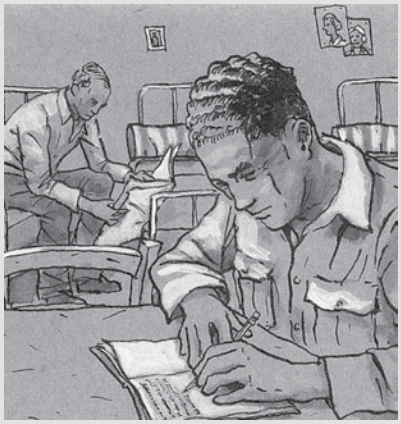
Das Buch erschöpft sich jedoch nicht im Auflisten von Details und Fakten. Die Szenen werden immer in Bezug zum Kommentar des Produktionsteams gesetzt und vom Autor selbst kritisch hinterfragt und bewertet. Unter anderem erfährt man dabei vom immerwährenden Kampf der Produzenten mit der amerikanischen TV-Zensur, die seit dem „Nipplegate-Skandal“ ihre Kriterien verschärfte und deswegen keine nackten Hintern mehr in der Serie zulässt.

In het Panhuis‘ Fazit fällt generell positiv aus: Im Gegensatz zu anderen TV-Cartoonserien wie *Family Guy*, die durch den inflationären und kontextlosen Gebrauch des Wortes „schwul“ auffällt, gehe es den Machern der *Simpsons* nicht lediglich um die Wiederholung überkommener Klischees. Die Homosexuellen von Springfield sind keine „Lack-und-Leder-Schwuchteln“, Muttersöhnchen oder Mannsweiber, sondern häufig intelligenter, aufgeschlossener und erfolgreicher als der Durchschnittsbürger der Stadt. Bei den *Simpsons* lacht man mit ihnen statt über sie. Doch der Historiker schlägt auch kritische Töne an. So bemängelt er unter anderem, dass weibliche Homosexualität im Vergleich zur männlichen unterrepräsentiert sei.

Beim Kauf des Buches sollte man sich allerdings eines Umstandes bewusst sein: Trotz des bunten Covers und der Vielzahl an Illustrationen handelt es sich bei *Hinter den schwulen Lachern* um ein Sachbuch. Wer Kalauer oder ähnliches erwartet, sollte lieber zur letzten DVD-Box greifen oder abends den Fernseher einschalten, denn viel zu lachen gibt es hier nicht. Die Erklärung der einzelnen Szenen und Sketche ist nüchtern. Wer kein gesteigertes Interesse am Thema hat oder Simpsons-Fanatiker ist, wird sich größtenteils langweilen. □

Erwin In het Panhuis:
Hinter den schwulen Lachern.
Homosexualität bei den Simpsons
Archiv der Jugendkulturen 2013
205 Seiten
28,00 €

Mit Notizbuch und Bleistift (sich) erinnern



Ein französischer Künstler hat das Kriegsgefangenen-Tagebuch seines Großvaters zu einem Comic verarbeitet. Im Interview spricht er über Familienerinnerungen und Vorbilder.

von David

Wie wird meine Schwester Angèle nur zurechtkommen, ganz allein mit dem Hof und dem Gemüseverkauf?“, fragt sich der junge Bauer Roger, als er 1939 in einem kleinen westfranzösischen Dorf zur Armee mobilisiert wird. Kurz vor seiner Abreise gibt ihm seine Verlobte ein Notizheft mit. Der Zweite Weltkrieg wird für ihn von kurzer Dauer sein. In nur wenigen Wochen überrennt die Wehrmacht Frankreich. Knapp 1,8 Millionen Franzosen verbringen den Rest des Kriegs in deutschen Gefangenenlagern. Dort werden sie zu Zwangsarbeit in Fabriken oder im Tagebau abkommandiert – unter ihnen auch Roger.

Einen Teil seiner Erfahrungen zwischen 1939 und 1941 hat er in seinem Notizbuch festgehalten. 1945 kehrte Roger aus einem Gefangenenlager bei Torgau nach Frankreich zurück – und schwieg ein Leben lang über seine Kriegserlebnisse. Nach seinem Tod im Jahre 2003 entdeckte sein Enkel, der Kinderbuch-Illustrator Florent Silloray, bei einer Familienfeier die Aufzeichnungen. Von diesem Fund fasziniert, begann er, den Kriegsstationen seines Großvaters zu folgen.

Auf den Spuren Rogers wechselt rhythmisch zwischen zwei Zeitebenen. Rogers Geschichte ist in Sepia-Tönen gezeichnet. Selten werden Dialoge eingefügt, sondern größtenteils nur Zitate aus dem Tagebuch bebildert. Der Leser folgt Rogers Leben nach der Einberufung: ödes Warten in den Kasernen, ein Kurzurlaub, dann der Abzug an die Front, kurze Scharmützel mit der Wehrmacht. Nach der Gefangennahme folgen ein tagelanger Marsch und schließlich eine 26-Stunden-Fahrt nach Deutschland in einem überfüllten Zug. Im Mai 1940 kommt der Gefangene im Stalag IV B bei Mühlberg in Brandenburg an. Zwischen Mangelernährung und Zwangsarbeit im Tagebau fristet er seine Gefangenschaft. Die Einträge werden immer einsilbiger und enden im Januar 1941.

„Den Wörtern des Notizbuches Bilder zuordnen“: anhand von Rogers Ortsangaben ist Florent 2010 dessen Stationen nachgereist. Das führte ihn bis zur Gedenkstätte des Stalag IV B, vor allem aber auch zu unscheinbaren Orten, etwa zu verfallenen Gebäuden am Dorfrand, kleinen Bahnhöfen, Landstraßenkreuzungen – individuelle und ganz persönliche Erinnerungsorte.

Die Parallel-Montage aus Rogers sepia-farbener und Florents farbiger Reise ist die größte Stärke des Buchs. Nicht nur wird damit dessen Entstehung thematisiert, sondern auch der Prozess der historischen Erinnerung auf einer individuellen Ebene. Die „historischen“ Bilder Rogers werden so als wirklichkeitsnahe, doch stets subjektive Rekonstruktionen kenntlich gemacht – als Florents persönliche Quellen-Interpretation. Seine Sicht ist stets nüchtern und distanziert, nicht nur, weil der Großvater vor allem prosaische Dinge festgehalten hat, sondern sicherlich auch aus Respekt. Das macht die Schluss-Episode aus der Kindheit des Autors umso berührender. Als kleiner Junge wurde er einmal von seinem Opa zu einem Résistance-Denkmal mitgenommen, und am selben Tag aßen sie bei einem alten Mann zu Mittag: ein anderer ehemaliger Häftling des Stalag – wie Florent sehr viel später erfuhr. Die zwei alten Männer schwiegen während der ganzen Mahlzeit – „als ob alles zwischen ihnen bereits gesagt war“.

Diesem Schweigen hat *Auf den Spuren Rogers* ein Ende gesetzt. Französische Kriegsgefangene, die nach dem Krieg zurückkehrten, wurden nicht gerade mit offenen Armen empfangen – verkörperten sie doch geradezu die Niederlage. 1945 und für viele weitere Jahrzehnte waren die inneren Résistants und die Soldaten von De Gaulles freien Streitkräften die Helden des Tages. Von den Männern, die fünf Jahre in deutscher Gefangenschaft verbracht hatten, wollte niemand etwas hören. Schuldkomplexe, den Krieg „nutzlos“ verbracht zu haben, kamen hinzu. Das ist sicherlich nur eine Erklärung dafür, warum Roger so sehr wünschte, dass sein Enkel das Résistance-Denkmal sieht.

Es ist erfreulich, dass dieser Comic nun in Deutschland erscheint, wo populär-triviale Formen der „Vergangenheitsbewältigung“ – gerade im Fernsehen – mitunter skurrile Züge annehmen. Florent Silloray ist eine sehr persönliche Form des Erinnerns gelungen. □

Florent Silloray
Auf den Spuren Rogers
avant-verlag 2013
106 Seiten
24,95 €

***unique*: Est-ce que vous pensez qu'en France, il y a un manque de mémoire envers tous les grands-pères qui ont passé la Seconde Guerre Mondiale en captivité allemande?**

Silloray: Le sujet de la captivité des soldats français capturés en 1940 par l'armée allemande a été presque occulté pendant des années. Il existe très peu d'ouvrages sur le sujet, les historiens français ne travaillent que très peu le thème. Il n'existe qu'un ou deux romans, deux films sur le sujet. Le carnet est la première B.D. française qui traite de cette épisode historique. Depuis, Jacques Tradi a sorti un album sur la captivité de son père. Mais c'est tout. Il ya plusieurs raisons politiques et sociologiques qui expliquent le silence sur cette période française. A la fin de la Seconde Guerre Mondiale, les prisonniers français rentrent chez eux dans un pays très transformé par les cinq années du conflit. La France célèbre les libérateurs alliés et les résistants de l'intérieur. Les prisonniers sont le visage de la défaite de juin 1940, profond traumatisme français. On ne les accueille donc pas à bras ouverts. Les prisonniers français en garderont une amère blessure qui explique leur silence et la non-transmission de leur expérience à leurs proches.

Est-ce qu'il y a eu des doutes ou des remarques de la part de votre famille – vu qu'il s'agissait de rendre publique une mémoire de famille?

Ma famille a suivi de très près et avec beaucoup de fierté l'élaboration de ce livre qui m'aura pris presque cinq ans. Dans la mesure où durant mon enquête, je n'ai pas découvert que mon grand-père s'était mal conduit ou avait à rougir de cet épisode de sa vie, la famille n'a pas a eu de doutes ni de remarques. J'ai juste essayé de parler avec pudeur et tact de la relation qui m'unissait à cet homme en lui rendant hommage à travers ces planches.

Comment *Le carnet de Roger* a-t-il était reçu en France? Est-ce qu'il y a eu des réactions particulières, par exemple de la part d'autres descendants d'anciens prisonniers de guerre?

Le livre a reçu un très bon accueil critique ainsi que du public. J'ai pu le constater durant les festivals de B.D. où je me suis rendu pendant l'année qui a suivi la publication du *Carnet de Roger*. J'ai rencontré des dizaines de familles d'anciens prisonniers de guerre qui étaient étonnées et heureuses qu'un livre témoigne de cette partie occultée de l'histoire contemporaine de France. Ces rencontres furent parfois très émouvantes, car les familles me livraient l'expérience de leurs pères et grands-pères... je n'avais pas du tout anticipé qu'une B.D. pouvait à ce point vous faire entrer dans la vie intime des lecteurs.

Vers la fin de la bande déssinée, les notes de votre grand-père semblent se raccourcir et se terminer de façon relativement brusque. Que pensez-vous était la raison pour cela?

Le carnet s'arrête en effet brusquement en janvier 1941 lorsque Roger et son groupe de prisonniers travaillent dans une mine d'extraction de charbon. Après Noël 1940 on sent dans ses notes journalières qu'il perd l'espoir, alors qu'avec ses camarades il pensait être libéré rapidement une fois la défaite française effective.

Préferez-vous le terme „bande déssinée" ("B.D.") ou le terme „graphic novel" („roman graphique") pour qualifier *Le carnet de Roger*?

Pour moi c'est une distinction un peu artificielle. En France , la dénomination „roman graphique" est apparue au début des années 90 avec la naissance de récits B.D. personnels qui sortaient du traditionnel format de 48 planches. J'ai évidemment été influencé par Art Spiegelman et sa façon si personnelle d'aborder un sujet historique difficile. Des B.D. longues qui abordaient la grande histoire avec des trajectoires familiales ou personnelles. Mes influences sont variées, elles vont d'Hergé à Chris Ware, de Franquin à Mike Mignola, d'Enki Bilal à Christophe Blain. A mon avis il n'y a pas de distinction entre B.D. et „graphic novel". Il n'y que des bonnes ou des mauvaises histoires.

Merci beaucoup pour cette conversation!

Propos recueillis par David.

Die deutsche Übersetzung des Interviews findet ihr auf unique-online.de

Das Auge der Macht

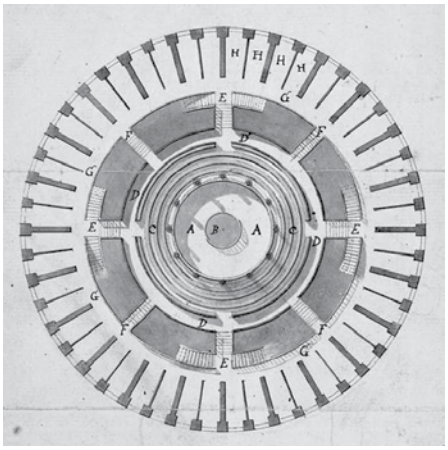
Michel Foucault ließ kein gutes Haar daran: 226 Jahre nach seiner Veröffentlichung liegt Jeremy Benthams *Panoptikum* nun auch in deutscher Sprache vor – und animiert zu kritischer Auseinandersetzung.

von LuGr

Unsere Kultur ist inzwischen, nicht zuletzt durch das Medium Film, eine visuelle. An Sehen ohne Gesehen-Werden in einem öffentlichen Gebäude nimmt sie zunächst einmal keinen Anstoß. Sollte sie aber, denn an vielen öffentlichen Plätzen rund um den Globus ist in der einseitigen Beziehung zwischen Beobachter und Beobachteten ein Machtverhältnis begründet: Der Big Brother suggeriert Allgegenwart, kontrolliert den Bürger in seinem Verhalten, ahndet Regelverstöße, erzieht um.

Bereits 1787 hat der britische Philosoph Jeremy Bentham ein Konzept der Überwachung für den Strafvollzug entworfen: Das „Panoptikum“ sollte die Sitten reformieren, öffentliche Ausgaben senken, der Gesundheit einen Dienst erweisen – und das alles „durch eine einfache architektonische Idee“, erklärt sein geistiger Vater. Utilitaristische Überlegungen standen hierbei zwar im Vordergrund, doch die Würde potentieller Insassen, die soziale wie räumliche Isolation aushalten müssten, wurde nicht bedacht.

Benthams Schriften zum „Panoptikum“ liegen nun erstmals in deutscher Übersetzung mit begleitenden Essays vor. Er beschreibt darin eine als Rundbau konzipierte Besserungsanstalt: Um eine Zylinderform im Inneren, auf der die Wachen ihren Platz beziehen, sollte in Ringform ein Gefängnistrakt so eingerichtet sein, dass alle Aktivitäten vom Zylinder aus eingesehen werden können. Gleichzeitig sollte den Häftlingen ein Blick in die Überwachungszentrale verwehrt bleiben. Der Clou dabei: Permanente Überwachung musste gar nicht stattfinden, sie konnte auch nur suggeriert werden. Die Insassen sollten befürchten, ständig den Blicken der Beobachter ausgeliefert zu sein. Bentham stieß als Sozialreformer schon zu Lebzeiten auf Ablehnung, als er erfolglos um die Realisierung „seiner“ Gefängnisse kämpfte und am Widerstand von König George III. scheiterte. Auch über seinen Tod hinaus wurden seine Ideen eher mit Skepsis aufgenommen: Der Soziologe Michel Foucault sah Benthams „Panoptikum“ als Beispiel für entartete Machtstrukturen in der Moderne. Es werde zu einer „Disziplinargewalt der Überwachung“, bei der es nicht



mehr um Resozialisierung und Integration von Delinquenten in die Gesellschaft gehe, sondern um die „nutzbringende Abrichtung des Kriminellen“, heißt es in *Überwachen und Strafen*. Mit dieser Art der Strafe ersetzte das Zeitalter der Aufklärung die der körperlichen Marter des Absolutismus.

Benthams „Inspection House“, das sich beliebig auf andere öffentliche Institutionen wie Schulen, Irren- oder Armenhäuser anwenden ließe, wurde bis heute nicht nach seinen Vorstellungen realisiert. Man muss Benthams Ideen jedoch im Kontext ihrer Entstehungszeit betrachten, die Foucault vernachlässigt. Im Juni 1780 waren die Gefängnisse in England dank drakonischer Strafen bei Gesetzesübertretungen überfüllt; durch Seuchen starben die Häftlinge wie die Fliegen. Die Gordon-Aufstände wollten diese Verhältnisse ändern, wurden jedoch brutal niedergeschlagen. Bis 1787 gab es daraufhin keine nennenswerten Veränderungen im Bestrafungs- und Gefängnissystem. Das brachte Bentham auf seine Ideen von einem Strafvollzug, in dem jeglicher Körperkontakt zwischen den Gefangenen und zu den Aufsehern vermieden wurde – ein eigenwilliger Utilitarismus. Doch versucht Herausgeber Christian Welzbacher im Nachwort, die Fehlinterpretation von Benthams Ideen als eine Utopie zum Aufbau totalitärer Machtstrukturen gerade zu rücken. Durchaus plausibel widerlegt er dabei Foucaults Kritik. Das Missverständnis dieser durch ihre ungebrochene Aktualität längst überfälligen Publikation bringt Welzbacher treffend auf den Punkt: Das „Panoptikum“ sei „ein Meisterstück angewandter, in ihrer Anwendung gescheiterter Philosophie der Aufklärung – ja mehr noch: Symbol für das Scheitern der Aufklärung selbst.“

Leider ist uns durch die gesellschaftliche Entwicklung auch die Fähigkeit zur Reflexion kulturell akzeptierter Perversionen wie der allgegenwärtigen Überwachung abhanden gekommen. □

Jeremy Bentham:
Das Panoptikum
Hrsg. von Christian Welzbacher
Matthes & Seitz 2013
221 Seiten
26,90 €

Anzeige

Sparkassen-Girokonto

Mehr Infos auf **www.sparkassen-finanzgruppe-ht.de** oder in deiner Sparkasse.

Sparkasse | LBS | SV SparkassenVersicherung | Helaba

ZUSAMMEN durchstarten.

Finanzgruppe Hessen-Thüringen

Wo immer du hinwillst: mit den Verbundpartnern der Sparkassen-Finanzgruppe Hessen-Thüringen steht dir die Welt offen. Ob du dir jetzt mit dem Sparkassen-Girokonto mehr Freiheiten verschaffen willst, in fünf Jahren von einem eigenen Zuhause träumst, oder einfach sicherstellen willst, dass es dir im Alter genauso gut geht wie heute – in deiner Sparkasse weiß man, worauf es ankommt, und unterstützt dich gerne dabei, deine Ziele und Vorstellungen zu verwirklichen. **Zusammen mit dir. Das ganze Leben.**

Manifest Density

Haben Manifeste, die ihrem lateinischen Wortursprung nach etwas „offenbaren“ sollen, in der Meinungskultur der Gegenwart noch Platz und Sinn? Zu zeitgenössischen Varianten des schriftlichen Appells.

von Carolin

Wir wollen den Krieg verherrlichen – diese einzige Hygiene der Welt.“ Dieser Satz stammt aus der Feder des Futuristen Filippo Tommaso Marinetti, dem wohl einzigen hauptberuflichen Manifestanten der Geschichte. Das 1909 entstandene *Manifest des Futurismus* ist eine radikale Bejahung des modernen Fortschritts, eine Art Regelkatalog mit unbedingtem Geltungsanspruch. Nicht zufällig wählte Marinetti für ein solches Programm das Format des Manifests.

Im 16. Jahrhundert diente das Genre noch der Mitteilung des herrschaftlichen Willens und war der Obrigkeit vorbehalten; später wandelte es sich zum Propagandainstrument absolutistischer Herrschaft. Seit der französischen Revolution aber wurde das Manifest nach und nach zum populären Medium, vor allem des politischen Randes. Hier liegt denn auch der Ursprung seiner Funktion in der Moderne, die es vor allem als Ausdruck von Dissidenz, Subversion und Opposition kennt. Geschickt verschafften sich kulturelle Avantgarde-Bewegungen von Dada bis Surrealismus mithilfe von Manifesten eine eigene Position gegen den Mainstream im öffentlichen Diskurs. Medial am wirksamsten scheint es dabei, sie vor der Print- oder Online-Publikation öffentlich zu verlesen, im Rahmen von Festspielen oder ähnlichen Feierlichkeiten.

Wie alle Genre-Begriffe lässt sich auch dieser nur brüchig abgrenzen von anderen Formen schriftlicher Meinungsäußerungen. Manifeste haben Appellcharakter, sind thesenartig formuliert und namentlich unterzeichnet. Man könnte meinen, ihr oft einseitiger, bevormundender Stil hätte im Zeitalter netzwerkartiger, digitaler Kommunikation etwas Staub angesetzt. Vom wohl bekanntesten politischen Manifest – dem Kommunistischen – bliebe dann nur noch die Satire des *Känguru-Manifests* von Marc-Uwe Kling. Doch der hochtrabende Begriff „Manifest“, der noch jedem Thema einen Schuss mehr Dramatik verschafft hat, scheint seine Strahlkraft in der Gegenwart noch nicht gänzlich verloren zu haben. Schließlich wird bis in die Jetztzeit hinein jährlich eine Vielzahl an Manifesten veröffentlicht. Die folgende (subjektiv getroffene) Auswahl an Exemplaren der letzten drei Jahrzehnte ist daher auch der Versuch einer Antwort auf die Frage, ob das einstige Medium der Vordenker am Ende vom Zeitgeist überholt wurde.

Heidelberger Manifest, 1981

Eher untypisch für das 20. Jahrhundert, erinnert das Heidelberger Manifest vielmehr an die autoritären Anfänge des Genres. So handelte es sich dabei nicht um einen Profilierungsversuch einer subkulturellen Strömung, sondern um eine reaktionäre Legitimation von Fremdenhass. Formuliert wurde sie durch eine bereits bestehende akademische Elite, die sich damit letztlich selbst diskreditierte. Dem Resultat der fehlgeleiteten Gastarbeiterpolitik der 50er Jahre begegneten die unterzeichnenden Professoren aus ganz Deutschland mit einer bloßen Ablehnungs- und Abschottungsrhetorik: „Mit großer Sorge beobachten wir die Unterwanderung des deutschen Volkes durch Zuzug von vielen Millionen von Ausländern und ihren Familien.“ Es mag erstaunen, dass es die These von Deutschlands „Überfremdung“ noch knapp 30 Jahre später durch Fürsprecher wie Sarrazin zu einiger Salonfähigkeit bringen konnte. Zugleich ist damit wohl einmal mehr ihr Anachronismus unterstrichen.

Das Krypto-Anarchistische Manifest, 1988

Der Anarchismus im Cyberspace fordert das absolute Recht auf Anonymität im Netz ein. Umfassende Verschlüsselung soll das Ungleichgewicht aufheben, das zwischen Bürger und Staat im Netz besteht. Unter dieser Prämisse wäre Geheimhaltung nicht länger das Vorrecht staatlicher Behörden, die zugleich die Netzaktivitäten der Bürger kontrollieren und damit deren Recht auf Geheimhaltung beschneiden. In Anbetracht der NSA-Debatte haben die Forderungen des „Cypherpunks“ Timothy C. May noch heute erstaunliche Relevanz. Die 1988 erstmals verlesene Kurzschrift ist zudem Teil einer manifesten Kettenreaktion: May be-

zieht sich stilistisch auf das *Kommunistische Manifest* („Ein Gespenst geht um in der modernen Welt – das Gespenst des Krypto-Anarchismus“) und wurde selbst zur Inspirationsquelle der von Julian Assange 2006 verfassten Streitschrift *Conspiracy as Governance*, auf die man sich bald als *Wikileaks-Manifest* bezog.

Dogma 95, 1995

Anlässlich des 100. Geburtstages des Mediums Film stellten vier dänische Filmemacher 1995 medienwirksam fest: „The ‘supreme’ task of the decadent film-makers is to fool the audience. […] Predictability (dramaturgy) has become the golden calf around which we dance.“ Der religiösen Rhetorik treu bleibend, verpflichteten sie sich dagegen auf einen Keuschheitskodex mit zehn Geboten, der unter anderem Requisiten, Spezialeffekte, Waffengewalt und die Verwendung künstlichen Lichts sowie nachträglich eingefügter und editierter Musik verbot. Knapp zehn Jahre lang hatte *Dogma 95* Bestand. Während dieser Zeit entstanden etwa 40 puristische Dogma-Filme, gedreht mit Handkameras, auf 35mm-Film und mit Fokus auf die Unmittelbarkeit der Bilder. Dass der Name des jeweiligen Regisseurs weder im Vor- noch im Abspann auftauchen durfte, verminderte keineswegs die Popularität, die den Filmemachern zukam; allen voran natürlich Lars von Trier. Sein 1998 erschienener Film *Idioten* gilt neben Thomas Vinterbergs *Das Fest* als Paradebeispiel der Dogma-Bewegung.

Manifest der 12, 2006

Im Nachhall des Streits um die Mohammed-Karikaturen veröffentlichte ein Dutzend Intellektueller und Kulturschaffender einen global-politischen Appell gegen falsche Toleranz gegenüber dem Islamismus. Diesen sahen die Unterzeichner, unter ihnen die Schriftsteller Salman Rushdie und Taslima Nasreen, als neue weltweite Bedrohung nach Nazismus und Stalinismus. „Wir lehnen den ‚kulturellen Relativismus’ ab, der im Namen der Achtung der Kulturen und der Traditionen hinnimmt, dass den Frauen und Männern der muslimischen Kultur das Recht auf Gleichheit, Freiheit und Laizität vorenthalten wird.“ Die Gefahr einer Islamophobie halte die Unterzeichner nicht von einer reflektierten Kritik und der Bekenntnis zur Demokratie ab. Das *Manifest der 12* wurde mehrheitlich von Persönlichkeiten aus dem islamisch geprägten Raum formuliert. Die Reaktionen in den Medien fielen aber überaus spärlich aus.

Das Comic-Manifest, 2013

Im September dieses Jahres wurde im Rahmen des Internationalen Literaturfestivals in Berlin die kulturpolitische Forderung nach stärkerer Unterstützung des Comics auf finanzieller und institutioneller Ebene formuliert. „Niemand bezweifelt heute, dass der Comic eine eigenständige Kunstform ist, der ein gleichberechtigter Platz neben Literatur, Theater, Film oder Oper zusteht. Es ist ein Skandal, dass dies noch immer nicht allgemeiner Konsens ist.“ Zu den Unterzeichnern des *Comic-Manifests* zählen Zeichner und Autoren wie Anke Feuchtenberger, Ulli Lust und Simon Schwartz, aber auch Bela B. und Ulrich Wickert. In dieser jungen Debatte wird über ein Manifest ganz genre-typisch der Weg von der Subkultur zur etablierten Szene eingefordert.

So berechtigt die Forderung des Comic-Manifests scheint, so deutlich wird an ihm auch die Ermattung des Genres. In den 60ern provozierten Filmemacher in Oberhausen mit dem Schlachtruf „Papas Kino ist tot“; zwei Jahrzehnte später feierte sich die internationale Hackerbewegung in Manifesten als digitale Unterwanderer selbst. Dass man heute beobachten kann, wie in Manifesten verhältnismäßig höflich um Anerkennung gebeten wird, hat etwas Ernüchterndes. Vor allem aber rufen zeitgenössische Manifeste, seien sie pragmatisch formuliert oder, wie das *Manifest der 12*, eher radikal, kaum mediale Aufmerksamkeit hervor. Im digitalen Zeitalter sind unbedingt formulierte Weisheiten also doch überholt – ob sie nun von einem absolutistischen Herrscher oder einer intellektuellen Elite verabreicht werden. Der Meinungsmarkt heute wird dagegen bestimmt von partizipativen Formen wie der Online-Petition und einem Meinungsaustausch, der eine Bandbreite an Positionen, Medien und Kommunikationsarten verbindet. Darüber ist das Manifest zwar nicht seltener, aber doch stiller, besonnener und bescheidener geworden. □

Weitere Offenbarungen

Hacker-Manifest, (Original: *The Conscience of a Hacker*), 1986: Verfasst von „the Mentor“ Lloyd Blankenship kurz nach dessen Verhaftung, wurde dieses Manifest zum Grundlagentext der subversiven Hacker-Ethik.

Puzzy Power Manifest, 1998: Forderung nach ästhetischen Pornos mit anspruchsvoller Handlung und ohne frauenverachtende Elemente wie *facials*.

Wikileaks-Manifest (Original: *Conspiracy as Governance*), 2006: Von Julian Assange verfasste Abhandlung über „traditionelle und moderne Verschwörungen“ und eine Anleitung zu deren Feststellung und Durchbrechung.

Manifest der Vielen: *Deutschland erfindet sich neu*, 2011: Eine besonnene Reaktion muslimischer Migranten in Deutschland auf Thilo Sarrazins Thesen.

Keine Grenzen für Menschenrechte, 2011: Im Übergang zur Online-Petition konnte dieses Manifest online unterzeichnet werden. Das Thema: Die Abwehr von Flüchtlingen an den europäischen Außengrenzen.

Gespenster der Gesellschaft

Die Kunstausstellung *Brandschutz — Mentalitäten der Intoleranz* zeigt die Werkreihe *Green Screens, Refugee Series* des Künstlers Markus Döhne. Flucht und Überwachung werden hier in ihrer ganzen Symbolik deutlich.

von Martin

Kaum ein anderes soziales Phänomen steht für so viele unterschiedliche gesellschaftliche Probleme wie das der Flucht: Ob politische Herrschafts- oder Staatsstrukturen zusammenbrechen, die soziale und wirtschaftliche Sicherheit in globalen Krisen auflöst oder ob rivalisierende Gruppen um die Macht in einem Staat streiten, stets sind viele Menschen betroffen und leidtragend. Um zu überleben, müssen sie ihre Heimat verlassen, ihren Status als Bürger aufgeben und werden so zu Flüchtlingen. Sie gehören, wie es der polnische Soziologe Zygmunt Bauman beschreibt, zu einer ständig wachsenden Gruppe von sozial Ausgestoßenen, deren Lebensraum einem Vakuum gleicht, in dem sie überwacht, kontrolliert und getrennt vom gesellschaftlichen Raum leben müssen. Die Kunstausstellung *Brandschutz – Mentalitäten der Intoleranz*, die seit September in Jena zu sehen ist, nimmt sich des Themas an.

Ästhetik des Wärmebildes

Im Rahmen der Ausstellung zeigt der Kölner Künstler Markus Döhne seine Werkreihe *Green Screens, Refugee Series*, die sich mit dem Thema Flucht auseinandersetzt und die soziale Symbolik dieses Phänomens auf eindrucksvolle Weise sichtbar macht. In der ab 1999 entstandenen und rund 70 Arbeiten umfassenden Werkreihe verwendet er Wärmebildaufnahmen von Flüchtlingen, die unter anderem vom Bundesgrenzschutz aufgenommen wurden und zeigen, wie die Menschen versuchen, die deutsche Grenze zu überschreiten. Daneben verwendet Döhne aber auch historische Aufnahmen von Flüchtenden, etwa aus dem spanischen Bürgerkrieg. Das Hauptmerkmal dieser thermografischen Bilder ist, dass nicht die Person fotografiert wird; jegliche individuellen Merkmale gehen verloren und es bleibt nur die Kontur eines Men-

schen übrig. Genau dieses Element nutzt der Künstler für die Herstellung seiner Werke. Einzelne Standbilder der Filme werden fotografiert und mithilfe von Fotoemulsion auf große Siebdruckplatten projiziert. Diese Platten bilden dann das Foto in den für die Werke typischen gelben und grünen Farben ab.

Überwachen und Betrachten

Dadurch wird das Wärmebild zum sozialen Spiegelbild des Flüchtlings, das ihn mehr als Gespenst denn als Mensch zeigt. Seines geografischen Lebensraums und sozialen Status beraubt, wird der Flüchtling gleichermaßen zu einem Ausgestoßenen und damit Unsichtbaren, der nur von den Wärmebildkameras der Grenzposten erkannt wird. Das Publikum nimmt die Position des Überwachers ein. Durch die leuchtende Wirkung der Fotoemulsion gewinnt der Betrachter zugleich den Eindruck, einen Bildschirm zu sehen, mit dem er, wie es Susan Sontag nannte „das Leiden anderer betrachtet". Die Kontur des Wärmebildes wird zum Symbol eines Menschen, der – reduziert auf seine biologische Existenz – nicht nur geografische Grenzen überschreitet, sondern auch einen Weg zurück in den sozialen Raum sucht.

Durch die bloße Darstellung der Flüchtenden in vermeintlich unspektakulären Situationen gelingt es Döhne, das Thema weder dramatisierend noch belehrend zu verarbeiten. Das negativ besetzte Ausgangsmaterial wird im Bearbeitungsprozess ästhetisch bewältigt und dem Betrachter in seiner ganzen Symbolik zugänglich gemacht. Hier wird auch der enge Bezug zum Konzept der *Brandschutz*-Ausstellung deutlich: Statt mit dem Zeigefinger auf gesellschaftliche Probleme zu deuten, vermittelt die Kunst zwischen dem Anspruch, Intoleranz in Frage zu stellen und dem ästhetischen Erleben der Exponate. Dem Betrachter steht es dabei offen, seine eigenen Denkmuster und Sichtweisen zu hinterfragen. □

Die Werkreihe Green Screens, Refugee Series *ist noch bis zum 17.11.2013 in der Stadtkirche Jena zu sehen.*

„Grenzen sind nichts Starres"

***unique*: Was war der Auslöser dafür, dass Sie sich mit der Flüchtlingsthematik beschäftigen?**

Döhne: Im Herbst 1998 sah ich durch Zufall einen Bericht über Flüchtlinge an der deutsch-polnischen Grenze. Es war Wärmebildmaterial der deutschen Grenzüberwachung. Durch die Oder schwammen nachts Menschen, aber die Nacht bot ihnen keinen Schutz, durch die eigene Körperwärme wurden sie verraten, herausgefischt, verhaftet und direkt wieder abgeschoben. In dieser Zeit sind etliche der Flüchtlinge beim Versuch, durch den Grenzfluß zu schwimmen, ertrunken. Dieses Bild hat mich nicht losgelassen. Da ich nur mit authentischem Material arbeite, habe ich beim Bundesgrenzschutz angefragt, ob sie mir Originalmaterial der Grenzüberwachung zur Verfügung stellen. Dieses Material stammte von der tschechisch-bayrischen Grenze. Dieses aktuelle Material konfrontierte ich mit historischem. Konkret mit Bildern republikanischer Flüchtlinge auf ihrem Weg nach Frankreich am Ende des Spanischen Bürgerkrieges. Diese narrative Klammer taucht auch hier in Jena wieder auf. Im Laufe der neun Jahre, in denen die Werkgruppe der *Refugee Series* entstand, kam weiteres Material von anderen Grenzen und Fluchten hinzu, sei es aus Printmedien, aus diversen Archiven oder dem Film der Guardia Civil, der eine Massenflucht von Marokko in die spanische Enklave Ceuta 2005 dokumentiert.

Beim Betrachten der Werke werden zwei verschiedene Bedeutungsebenen sichtbar, da ist einmal dieses ästhetische Erleben und daneben steht aber ganz klar auch die politische Dimension. Wie verhalten sich die beiden Ebenen zueinander?

Bei unserer Grenze war es zum Beispiel so, dass wir sie nach der Wiedervereinigung dicht gemacht, sie einfach weiter nach Osten verschoben haben. Später dann erschufen wir die „sicheren Drittstaaten". Grenzen sind nichts Starres, sondern verschieben sich bei historischen Prozessen. Das ist das politische Element darin. Dies ist deckungsgleich mit dem Ästhetischen.

Was symbolisiert der Flüchtling in dieser Werkreihe?

Was symbolisiert der Flüchtling? Das sind Menschen, die sich fortbewegen müssen, obwohl sie das gar nicht wollen, aus welchen Gründen auch immer. Es geht keiner freiwillig und nimmt Reisen auf sich, die schlimmstenfalls mit dem Tode enden.

Spielt die Unerwünschtheit der Flüchtlinge eine Rolle?

Ja klar! Das Interessante ist halt, dass früher alle „rüber" konnten und mit offenen Armen empfangen wurden – und jetzt drehen wir den Spieß um. Wenn man es ganz böse sagen will, ertrinken heutzutage jährlich mehr Menschen im Mittelmeer, als je durch die deutsche Teilung an der innerdeutschen Grenze zu Tode kamen. Das war auch ein Grund, mit dieser Serie anzufangen.

Herr Döhne, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Das Interview führte Martin.

Das fremde Gedicht

Der Wille zur Moderne – Natan Zach

von Carolin

Der moderne Mensch nach Natan Zach schöpft aus dem Nichts seiner Einsamkeit und Entfremdung, lässt sich nicht von Furcht beherrschen, sondern von Mut beflügeln. Denn „erlischt das Gefühl, so spricht das wahre Gedicht“, wie es in Zachs Gedichtsammlung *Verlorener Kontinent* heißt, die kürzlich bei Suhrkamp erschienen ist. Es ist der erste Lyrik-Band des israelischen Dichters in deutscher Übersetzung.

Geboren wurde Zach am 13. Dezember 1930 als Harry Seitelbach in Berlin. Die Familie – die Mutter Italienerin, der Vater ein deutscher Jude – wanderte 1936 nach Haifa im damaligen britischen Mandatsgebiet Palästina aus. Womöglich liegt hier der Ursprung für jenen dichterischen Blick zwischen Distanz und Einfühlung, der ihn später bekannt machte.

Zachs „leerer Koffer“ war gepackt für einen literarischen Neuanfang. Seit den 50er-Jahren wirkte er als Schriftsteller und Kritiker entscheidend an der Modernisierung der israelischen Lyrik mit. Als Mitglied der anti-traditionalistischen Literaten-Gruppe *Likrat* wandte er sich gegen starren Formalismus und Pathos, die die hebräische Dichtung seiner Zeit prägten. Der 1959 veröffentlichte Essay *Gedanken zu Altermans Poesie*, in dem er den Großmeister der zionistischen Literatur Natan Alterman schonungslos kritisiert, wurde als regelrechter Vatermord rezipiert und trug zum Mythos Zach bei. Seither gilt er als Symbol der modernen hebräischen Poesie – als T.S. Eliot Israels – und als einflussreiche Stimme der israelischen Öffentlichkeit.

Ohne Sentimentalität verbinden sich in Zachs Werken Metaphorik und simple, alltagsnahe Sprache, die romantische Elemente wie Natursymboliken ironisch unterwandert. Die Gespenster der Nacht lässt das lyrische Ich in „Fast hier“ gar nicht an sich heran, so wenig wie den Sturm in „Dort sind Wolken“. Immer bleibt die kritische Distanz erhalten. Kontrastiert wird sie vom unmittelbar emotionalen, rhythmischen Element der Dichtung, deren Ursprung im Lied für Zach elementar ist. Musik ist Erfahrung, Sinnlichkeit, so natürlich-essentiell wie komplex – und ebenso ist seine Sprache beschaffen. Seine Gedichte hielten denn auch Einzug in die israelische Popmusik.

Nie sei seine Dichtung politisch gewesen; darauf besteht der Lyriker, der selbst 1948 am israelisch-arabischen Krieg teilnahm. Stattdessen fokussiere sie das Individuum und dessen Willenskraft. Diesen Anspruch auf Universalität löst Zachs Poesie bis heute ein. Der Dichter selbst aber setzte sich im Rahmen eines 2010 geführten TV-Interviews in Widerspruch zu seinem Werk. Darin bezeichnete er Juden aus dem mittleren Osten als minderwertig gegenüber Juden europäischen Ursprungs. Es folgten öffentliche Debatten über die Entfernung seiner Werke aus den israelischen Lehrplänen; die Knesset stimmte jedoch gegen ein solches Verbot. So kann auch einen großen Modernen wie Zach die Zeit einholen: Denn anders als noch Mitte des 20. Jahrhunderts ist Modernität inzwischen nicht länger ein westliches Privileg. □

Natan Zach: Leere Koffer

Übersetzung von Ehud Alexander Avner

מזוודות ריקות

Leere Koffer

שָׁלֵוִים וַעֲרִירִים
מֵימֵי שְׁנָתֶךָ.

Ruhig, einsam
Ist das Wasser deines Schlafs.

חֲדָרֵינוּ רֵיקִים כָּעֵת.
מַשָּׁב—הָרוּחַ אַף הוּא פָּרַח לוֹ
כְּעַכְבָּר מֵאֳנִיָּה טוֹבַעַת.

Unsre Zimmer sind jetzt leer.
Auch der Wind verschwand,
wie die Maus vom Schiff, das sinkt.

אַתְּ אֵינָךְ יוֹדַעַת
אַךְ אֵינֶנִּי מֵעֵז לָגַעַת
בְּיָדֶךָ.

Du weißt es nicht,
doch deine Hand zu berühren,
wag ich nicht.

הַשָּׁעוֹן שָׁר
וְאַתְּ נוֹשֶׁמֶת.

Die Uhr singt,
du atmest.

עִם מִזְוָדוֹת רֵיקוֹת בְּיָד
אֲנִי מַפְלִיג הַרְחֵק.

Mit leeren Koffern in der Hand,
fahr ich in die Ferne.

Abdruck aus dem Gedichtband *Verlorener Kontinent,* mit freundlicher Genehmigung des Jüdischen Verlags im Suhrkamp Verlag

Aus rechtlichen Gründen können die Gedichttexte nicht unter unserer üblichen Creative-Commons-Lizenz stehen.
Ihre Verbreitung oder Verarbeitung erfordert die schriftliche Genehmigung der Übersetzer.

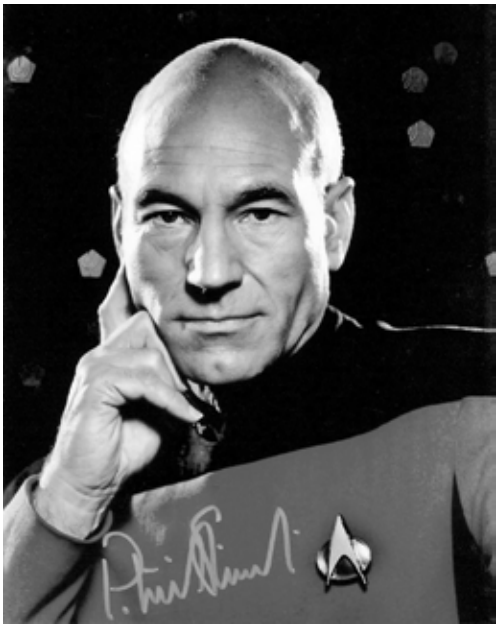
Kolumne

‚Könnten Sie mir das bitte buchstabieren?'

von Thomas Honegger

Diese Aufforderung kennen die meisten von Auslandreisen – vor allem wenn es um den eigenen Namen geht, den man der freundlichen Mitarbeiterin an der Rezeption im Hotel oder der *B&B*-Besitzerin am Telefon mitteilen möchte. Sobald man den eigenen Sprachraum verlässt, gelten andere Aussprache-regeln und der deutsche Herr Koch (/kox/) wird in England meist zum Mr. Koch (/kotʃ/). Das Englische zeichnet sich aber nicht einfach nur durch andere Regeln aus, sondern vor allem durch eine Rechtschreibung, die für den deutschen Geschmack sehr willkürlich scheint. So kann man bei unbekannten Wörtern oftmals nur einen ‚educated guess' zu deren Aussprache wagen – wie etwa im Fall der berühmten Worcester Sauce, die gleich ausgesprochen wird wie der Nachname Bertram Woosters (beide: /wʊstə/).

Das George Bernard Shaw – fälschlich – zugeschriebene Beispiel für die Willkürlichkeit der Aussprache ist allerdings ein (konstruierter) Einzelfall. So soll ‚ghoti' wie ‚fish' ausgesprochen werden, denn *gh* ist /f/ wie in ‚tou*gh*', *o* ist /i/ wie in ‚w*o*men' und *ti* ist /ʃ/ wie in ‚na*ti*on'. Linguisten wissen vielleicht, dass *gh* am Wortanfang nie als /f/ ausgesprochen wird, und auch *ti* am Wortende nie als /ʃ/, aber da wohl 99 Prozent der Englischsprecher keine Linguisten sind, ist dies ein schwacher Trost und entkräftet das Argument nicht wirklich. Nicht, dass es in der langen Geschichte der englischen Sprache an Rechtschreibreformern gemangelt hätte. Schon im 12. Jahrhundert hatte Orrm eine Orthographie entwickelt, welche die Vokallänge bzw. -kürze mit Hilfe der Verdoppelung des nachfolgenden Konsonanten anzeigte – was das moderne Englisch zumindest teilweise übernommen hat (siehe ‚dinner' vs. ‚diner' oder ‚holly' vs. ‚holy'). Und im 16. Jahrhundert, als die Veränderungen in der Aussprache der langen Vokale durch den *Great Vowel Shift* einfach nicht mehr zu überhören waren, versuchte John Hart verschiedentlich, der neuen Lautung mit ebenso neuen Schriftzeichen gerecht zu werden. So würde zum Beispiel in seiner Orthographie das Pronomen der ersten Person nicht mehr als ‚I' (bisher /i:/ ausgesprochen) dargestellt, sondern als ‚ei' /ai/, was die tatsächliche Aussprache seit dem 15. Jahrhundert sicher genauer wiedergibt. Leider war seinen Bemühungen kein Erfolg beschert und auch seinen Nachfolgern (u.a. Noah Webster für das amerikanische Englisch) gelangen Vereinfachungen nur teilweise, sodass das Englische weitgehend seine mittelalterliche Schreibweise bewahrte.



Patrick Stewart hatte zu Beginn seiner Darstellung des Charakters Jean-Luc Picard Probleme, seine britischen Aussprachegewohnheiten fallen zu lassen und sprach alle Lieutenants mit ‚lef-tenant' an.

Waren die Reformer gescheitert, so traten die Erklärer auf den Platz. Kürzlich hat David Crystal in seinem *Spell It Out* den Versuch unternommen, die Ehre der ‚englischen Aussprache' gegen Anwürfe der Willkürlichkeit zu verteidigen. Dazu benötigt er über 300 Seiten, auf denen er in durchaus unterhaltsamer Weise versucht, dem Leser die Regelmäßigkeit der englischen Aussprache darzulegen und die Abweichungen historisch zu erklären. Warum wir im Englischen das französische Lehnwort ‚lieutenant' als /lɛftɛnənt/ aussprechen, ist nur einem Phonetiker einsichtig – frühe Schreibweisen wie ‚lieftenant' oder ‚lievetenant' zeigten die Bemühung, die Schreibung der Aussprache anzupassen. Leider haben sich in diesem und vielen anderen Fällen die ‚Etymologisten' durchgesetzt, die mit der ‚französisierenden' (oder ‚latinisierenden' etc.) Schreibweise den Ursprung des Worts sichtbar machen möchten. Es sind eben arg viele Köche, die im Brei der englischen Sprache herumrühren – und so mag es nicht verwundern, dass David Crystal für die Verteidigung der ‚Regelhaftigkeit' der Aussprache hunderte von Seiten braucht.

Dass die Engländer an der Geschichte der Orthographie ihrer Sprache brennend interessiert sind, zeigt sich nicht zuletzt dadurch, dass Crystals Buch auf der Bestsellerliste zeitweise vor *50 Shades of Grey* lag – für einmal galt nicht ‚weird sex sells' sondern ‚weird spelling sells'. □

Über Abwege englischer Sprachreformen schreibt Thomas Honegger, Professor für Anglistische Mediävistik an der FSU Jena.

Rezension

Ausgerechnet Alkohol!

von Finja

Wer hätte gedacht, dass das Wort ‚Alkohol' arabische Wurzeln hat? Es hat eine lange Reise hinter sich: Ursprünglich wurde mit ‚(al-)kuhl' ein Augenpulver bezeichnet, das für medizinische Zwecke, aber auch als Kosmetikum verwendet wurde. Im 12. Jahrhundert gelangte es unter der hispano-arabischen Dialektform ‚al-kuhul' nach Spanien. Dort war es nur als medizinisches Mittel bekannt, denn der Brauch, die Augen damit zu schminken, wurde in Europa zunächst nicht übernommen. Von dort wurde das Wort Mitte des 16. Jahrhunderts ins Italienische entlehnt, wo es ‚feines Pulver' bedeutete. Letztlich entwickelte sich daraus die Bezeichnung ‚alco(h)ol vini' (Feinstes des Weins). Im 18. Jahrhundert begann sich dann die zusatzlose Bezeichnung ‚Alkohol' durchzusetzen.
Andreas Unger nennt und erklärt in seinem Lexikon *Von Algebra bis Zucker* dieses arabisch-stämmige Wort und viele weitere. Einige, wie ‚Koran', oder ‚Islam' erwartet der Leser, aber andere, wie eben ‚Alkohol' oder ‚Magazin' überraschen mit ihrem arabischen Ursprung. Das Besondere an Ungers Lexikon ist die geschichtliche Betrachtung der einzelnen Begriffe: Der Autor verdeutlicht, dass sich Kulturen und Sprachen gegenseitig beeinflussen und bereichern – ein „Zusammenwirken der Kulturen", wie er es mit den Worten von Claude Lévi-Strauss ausdrückt. Die von Unger beschriebenen Wörter sind heute im deutschen Sprachgebrauch alltäglich, allerdings sind sie fast ausnahmslos nicht direkt in die deutsche Sprache übernommen worden, sondern sind einen Umweg über andere europäische Sprachen gegangen.
Das Buch deckt die Berührungspunkte der interkulturellen Verständigung zwischen arabischer und westeuropäischer Welt sowie zwischen den europäischen Kulturen anhand hervorragend recherchierter sprachlicher Beispiele auf. Beim Durchblättern bleibt man gerne an der einen oder anderen Erklärung hängen, als entspannende Abendlektüre im Bett eignet sich das Buch allerdings nicht. □

Andreas Unger
Von Algebra bis Zucker – Arabische Wörter im Deutschen
Reclam Taschenbuch
320 Seiten
11,95 €

Anzeige

Outtakes

Kein Bezug, kann weg, kein Platz: Kaum ein Artikel kommt um Kürzungen herum. Also muss beim Schreiben ständig Abschied genommen werden von überflüssigen Informationen und von solchen, die nicht wirklich zum Thema gehören, aber Unterhaltungswert besitzen. Manchmal passt etwas auch schlicht nicht mehr auf die Seite – es sei denn, es handelt sich um die allerletzte im Heft, die dem, was übrig war, doch noch etwas Raum gibt.

Asyl für verfolgte Homosexuelle
(zum Titelthema)

Künftig könnte auch die Verfolgung im eigenen Land auf Basis der sexuellen Orientierung eine Grundlage für Asyl innerhalb der EU sein. Den Antrag auf eine solche Bestimmung reichte eine Generalanwältin im Juli beim Europäischen Gerichtshof in Luxemburg ein. Bisher wurde auch in Deutschland nur selten Flüchtlingen Asyl gewehrt, die ihre Homosexualität als Fluchtgrund angaben – auch wenn diese aus Ländern wie Saudi-Arabien kamen, in denen sogar die Todesstrafe für homosexuelle Handlungen angewandt werden kann.

Vom Aufstieg eines Manifestanten
(zu „Manifest Density“, Seite 30)

Der Futurist Filippo Tommaso Marinetti brachte es mit seinen kriegsverherrlichenden Manifesten zu solcher Bekanntheit, dass er 1924 von Mussolini zum Kultusminister berufen wurde.

Schutz-Alter in Frankreich
(zum Titelthema)

In Frankreich gab es in der Geschichte nur eine dezidiert für Homosexuelle gültige Schutzalter-Regelung. Das Vichy-Regime erhöhte zu Beginn der 1940er Jahre das Mindestalter und setzte dieses für Homosexuelle höher an als für Heterosexuelle (21 Jahre bzw. 15 Jahre). Die Mitterrand-Regierung schaffte diese Ungleichbehandlung 1982 wieder ab.

Jeremy Benthams Mumie
(zu „Das Auge der Macht“, Seite 28)

Am University College in London können Besucher und Studenten die Mumie des Panoptikum-Erfinders begutachten. Nachdem Studenten den mumifizierten Kopf für ein Fußballspiel missbraucht hatten, wurde er den Augen der Öffentlichkeit entzogen und durch eine Wachsattrappe ersetzt. In der Nachwelt hat so auch Bentham nicht die Wahl, von wem er gesehen werden möchte und von wem nicht.

Impressum

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Herausgeber:
UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de

Chefredaktion:
Frank Kaltofen (V.i.S.d.P.)

Chefin vom Dienst:
Carolin Krahl

Die *unique* ist Preisträger des Wettbewerbs „Aktiv für Demokratie und Toleranz” 2012 des Bündnisses für Demokratie und Toleranz – gegen Gewalt und Rechtsextremismus sowie des Wettbewerbs „Miteinander studieren in Thüringen“ 2012 des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Dank an unsere Förderer:
Internationales Büro und Rektoramt der FSU sowie der Studierendenrat der EAH Jena

Ressortleiter:
Barbara Bushart (EinBlick)
David Leuenberger (WeitBlick)
Robert Sittner (LebensArt)
Juliane Baars (WortArt)

Redaktion:
Alexandra Ullrich, Anja Micheeva, Anne Stein, Barbara Bushart (Babs), Belind Hajy (Makito), Carolin Krahl, David Leuenberger, Elisa Haase, Finja Wiebe, Frank Kaltofen, Juliane Baars (julibee), Lutz Granert (LuGr), Martin Repohl, Maximilian Hagner, Michaela Meißner (gouze), Rebecca Hadler (bexdeich), Robert Sittner, Stefan Laser (Laser), Zsófia Turóczy

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:
Florian Häußler, Hosea Handoyo, Julia Wick, Prof. Dr. Thomas Honegger

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar
Auflage: 4.000 Exemplare
ISSN: 11612-2267, 13. Jahrgang
Satz & Layout: Frank Kaltofen, Michaela Meißner, Carolin Krahl
Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben

Onlinebetreuung: Patrick Mehner, Frank Kaltofen, Michaela Meißner
Bildnachweis | Copyrightvermerke:
Titelbild: Michaela Meißner
Schnappschüsse S. 15 & S. 25: © Austen Spanka

Seite 9: © Florian Häußler | Seite 10: Julia Wick | Seite 11 & 12: privat | Seite 13: © Andreas and Samuel Handoyo Seite 14: privat | Seite 16: privat | Seite 17 links: flickr / Mon_Tours | Seite 17 rechts: flickr / Fibonacci Blue Seite 20: privat | Seite 21 Mitte: © Sven Gebert Seite 30 & 31: avant-Verlag | Seite 32: © 2013 Markus Döhne / VG BildKunst, Bonn | Seite 36: Evan Watson

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, sofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden.
Mehr Informationen unter:
creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

Haema.

Blutspendedienst

Schenken Sie Leben.

Spenden Sie Blut und Plasma!

Haema Blutspendezentren

- **Jena** | Goethe Galerie | Goethestraße 3a
  Mo-Fr 7.30-19.30 Uhr | jeden 2. Sa 7.30-12 Uhr
- **Weimar** | Steubenstraße 15
  Mo-Fr 7.30-19.30 Uhr | Sa 7.30-12 Uhr
- **Erfurt** | Lachsgasse 3
  Mo-Fr 7.30-19.30 Uhr | Sa 7.30-12 Uhr

Nach §10 Transfusionsgesetz gewähren wir jedem Spender eine Aufwandsentschädigung.

Anzeige

Infos unter 0800 977 977 0 oder www.deineblutspende.de

ELSTERTAL

WOHNEN IN GERA

Hier wohnen Studenten

Wir vermieten kautionsfrei

Wir bieten:

- **1-Raum-Studenten-Wohnungen**
  - ab 70 € monatl. zzgl. Nebenkosten (unrenoviert)
  - ab 105 € monatl. zzgl. Nebenkosten (renoviert)
- **WG-geeignete Wohnungen**
  - 2 bis 4-Zimmer-WG`s in Bieblach-Ost und im Zentrum
  - Dafür gelten Studentenpauschalen ab 68 € pro Person im Monat zzgl. Nebenkosten.

Informationen unter:

kostenfreie Hotline:

0800 0365 800

Anzeige

GWB »Elstertal« Geraer Wohnungsbaugesellschaft mbH
Johannisplatz 2 | 07545 Gera | Tel. 0365 82 74-0
www.gwb-elstertal.de

Anzeige

GIVE ME FIVE

Das Jugend+Studenten-Abo von Theater&Philharmonie Thüringen

5 Vorstellungen Deiner Wahl für nur 25,– Euro!*

Das Jugend+Studenten-Abo und alle Informationen erhältst Du im Besucherservice in Gera und Altenburg im Theater.

*Gilt nicht für Sonderveranstaltungen und Gastspiele

BÜHNEN DER STADT GERA
LANDESTHEATER ALTENBURG

www.tpthueringen.de